Eichstätt,

Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen Fürstenthums,

für die Schule zusammengestellt

von

Anton Hotter,

k. Distriktsschulinspektor und Pfarrer in Wachenzell.

In Commission der Krüll'schen Buchhandlung

in Eichstätt.

1866

Druck von C. Fr. Meyer in Weissenburg.

1/2 Lwd.

Vorwort.

Unter den ehemaligen geistlichen Stiften, die sich einer reichen Geschichte erfreuen, nimmt Eichstätt nicht den letzten Platz ein. Es zählt Männer unter seine Fürsten, deren Wirken nicht allein einer speziellen, sondern der allgemeinen Geschichte angehört.

Manche Burg, manches Städtchen, mancher Altar der Diöcese trägt noch heute den Namen des Gründers, ohne daß der Jugend Näheres davon bekannt wäre.

Hier ist ein Büchlein, aus dem sie die Geschichte der Heimat ergänzen kann!

Tausende von Gläubigen wallfahren am Feste des heiligen Willibald zu dessen Gebeinen; hier ist ein Wegweiser durch die alte Bischofsstadt.

Ich getraue mir das Büchlein, das nur ein Abdruck des allgemeinen Theiles von „Eichstätt, Geschichte der Stadt und des Bezirksamtes" ist, um so eher der Diöcesan-Jugend zu bieten, als es hiezu von Seite des Hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariates unterm 2. d. M. huldvollste Anerkennung gefunden.

Möge dasselbe recht vielen Nutzen schaffen!

Wachenzell, 11. November 1865.

Der Verfasser.

I. Abtheilung.

Eichstätt als Hauptstadt des Fürstenthums.

---

1. Abschnitt.

Römerherrschaft.

---

§ 1.

Die Römer.

Wie im Leben des einzelnen Menschen Jugend, Manneskraft und Greisenalter sich folgen, wie die Blume sprosset, blühet und verwelkt, so ist es auch im Leben der Völker.

Diesem Naturgesetze war deßhalb auch die Weltherrschaft der Römer unterworfen. —

Um das Jahr 754 v. Chr. hatte Romulus an den Ufern der Tiber eine Stadt gebaut, die er Rom nannte. Er selbst und seine Nachfolger, die römischen Könige, führten Kriege gegen die einzelnen Völkerstämme Italiens und unterjochten sie allmälig, darunter die Latiner, deren Sprache noch heute die römisch-katholische Kirche gebraucht. Durch diese Kämpfe an Anstrengung und Ausdauer gewöhnt, trug der römische Soldat seine Waffen bald siegreich nach Afrika, machte Griechenland zur römischen Provinz, warf bei Verona die Kimbern nieder, eroberte Spanien, Kleinasien, Gallien oder das heutige Frankreich und Britannien oder England.

In diesen Tagen des Ruhmes warf sich Oktavian zum Caesar (Kaiser) oder Imperator auf und herrschte über die damals bekannte Welt. — Allein je größer ein Reich, desto fruchtbarere Keime der Auflösung trägt es in sich.

Die Cäsaren schwelgten alsbald in Prunksucht und Wohlleben von den Reichthümern der eroberten Provinzen und das Heer verweichlichte mit ihnen. Aus Schwäche nahmen sich jene Mitregenten; die Legionen aber (römische Heeresabtheilungen mit 6100 Mann Fußvolk und 726 Reitern) maßten sich das Recht der Kaiserwahl an und Gift und Dolch wütheten oft im kaiserlichen Palaste.

Der Kaiser Diokletian theilte nun, um die Last zu erleichtern, das Reich in das morgen- und abendländische. Umsonst!

400 Jahre nach seiner Größe erlag das große Reich ruhmlos der Wucht wilder Horden, welche von Asien kommend aus dem Norden und Osten Europa's gegen Rom vordrangen. Aus diesem, der Herrscherin der alten heidnischen Welt, sollte das neue christliche Rom, die Lenkerin der Völker, erstehen.

Hier sollte nach dem Willen der Vorsehung Petrus, der Fels, sein Haupt zur Ruhe legen und von seinem Grabe aus das Licht des Evangeliums der ganzen Welt leuchten. —

Wie im alten Rom der Keim unserer Geschichte, so ruht im neuen Rom der Entwicklungsgang der christlichen Völker.

Zu beiden werden wir uns deßhalb wenden müssen.

§ 2.

Die Römer im heutigen Bayern.

Oktavian, dem Alleinherrscher des Römerreiches, hatte der Senat den Beinamen Augustus (Erhabener) gegeben; alle Provinzen gehorchten ihm. Nur dort, wo die Natur die Gränzmauer für Italien gebaut, in und jenseits der Alpen gab es noch Völker, welche die römischen Legionen zu beunruhigen wagten. Da schickte Oktavian 16 v. Chr. seinen Stiefsohn Drusus und Tiberius gegen sie, welche die Bergschlösser eroberten, in das Donaugebiet vordrangen, das Flachland bis an die Quellen der Donau unterwarfen und die Heerhaufen gegen Osten besiegten.

Die hier wohnenden Völker waren: 1) die Rhäter, Bergbewohner im heutigen Tirol und der Schweiz bis gegen Oberitalien; 2) die Vindeliker (Winda, Wirda oder Wertach und Lycus=Lech=Land an Wertach und Lech) im heutigen Altbayern und Schwaben; 3) die Noriker (Noren-Hochländer) vom Inn bis nach Pannonien, dem heutigen Ungarn. Auf der Donau hatten die Römer damals eine stehende Flotte.

Unter Kaiser Hadrian (117—138 n. Chr.) wurde Noricum getheilt in das Ufer-Noricum mit den Städten Juvavium, jetzt Salzburg und Castra Batava, Passau, und in das Gebirgs-Noricum.

Das Land Vindelicien erhielt die Benennung „zweites Rhätien" und zählte die Städte: Augusta Vindelicorum oder Augsburg, Campodunum, Kempten und Reginum, Regensburg. Zu diesem zweiten Rhätien gehörte unsere Gegend.

§ 3.

Der Pfahl.

Wegen der Sicherheit Italiens und ob des Metallreichthums der Alpen lag den Römern sehr viel am Besitze der Gebirgs-

Länder und darum rückten sie die Gränze nordwärts bis an die Donau, um im Flachlande bequemer ihre Anstalten zum Schutze des Gebirgslandes entwickeln zu können. Da aber die Donau zu nahe an den Alpen entspringt, so wurde weiter weg, vom heutigen Rothweil, arae flaviae, bis an die Donau bei Weltenburg ein Gränzwall, limes Danubianus, gezogen, indeß auch nordwärts ein solcher über Aschaffenburg, den Odenwald gen Cöln die Gränzen des Römerreiches bezeichnete, limes Rhenanus. —

Dieser Pfahl, vallum, Wall, ist keine Mauer aus Kalk und Mörtel, sondern ein aus Erde, Rasen, Steinen und Kies aufgeworfener Damm, 10 Fuß breit und 4 hoch. Er beginnt zwischen dem Wirthshause Haderfleck (Flecken Hadrians) und dem Dorfe Hirnheim bei Weltenburg, lauft durch Zant und Kipfenberg, legt dem Orte Pfahldorf den Namen bei, geht neben Hirnstetten durch Hegellohe und Erkertshofen auf dem jetzigen Verbindungswege gen Petersbuch, von da im sogenannten Paradeis sich etwas rechts wendend zur Ziegelhütte bei Raitenbuch, dann nach Burgsalach, zwischen Ellingen und Pleinfeld über St. Veit nach Gunzenhausen an den Fuß des Hesselberges und über die Sulz zum Nekar.

Kaiser Hadrian befestigte diese Gränzlinie, woher sie den Namen vallum Hadriani oder Probi führt, weil Kaiser Probus (276—282 n. Chr.) sie noch verstärkte. In einer Entfernung von je ½ Stunde stand gewöhnlich ein Thurm und in der Nähe lief eine Strasse. Von diesem Pfahle kommt der Name Pfahler, Pfaller, Pfäller, Pfahlbauer. Jetzt ist die Linie meist mit Hecken bewachsen, daher auch der Name „Pfahlhecke". — Die Länder längs dieser Gränzlinie wurden theils an Colonisten, theils an Kriegsgefangene vertheilt, welche Wache halten und an den Staat den Zehenten des Ertrages abliefern mußten; weßhalb diese Gegenden „Zehent-Länder", agri decumates, hießen. Da mag es wohl zuweilen zwischen den Römern und kräftigen Deutschen blutig zugegangen seyn, wie die zahlreichen Grabhügel in der Nähe des Pfahles bezeugen. — Um den Wanderer auf dieses Denkmal des Alterthums aufmerksam zu machen, ließ König Max II. an den Stellen, wo der Wall die Straffen überschreitet, Denksteine anbringen. —

Eine solche Mauer, die kein Thal und kein Berg in ihrem schnurgeraden Laufe behinderte, schien menschliche Kräfte zu übersteigen; man schrieb ehedem ihre Erbauung dem Teufel zu — Teufelsmauer — und die Sage will wissen: „Einst habe der Satan von Gott einen Antheil am Erdkreise verlangt, und so viel versprochen erhalten, als er, ehe der Hahn krähe, mit einer Mauer umschließen könne. Der Teufel habe nun diese Mauer gemacht, die um die ganze Welt gehe und auf welcher

der ewige Jude laufe, der Christo am Kreuze keine Ruhe gönnte; allein ehe Satan ganz fertig war, habe der Hahn gekräht, und der Teufel habe aus Wuth das ganze Werk über den Haufen geworfen. Noch spuke es an heiligen Zeiten auf der Teufelsmauer und der Besitzer des Detschenhofes (Deutschenhofes) bei Güntersbach, durch dessen Wohnzimmer die Teufelsmauer ziehe, müsse in der heiligen Christnacht jedesmal einige Kacheln aus dem Ofen lösen, damit Satan, der in dieser Nacht allzeit seine Fahrt mache, nicht den ganzen Ofen umwerfe."

§ 4.

Römerstrassen.

Hatte der Römer ein Land erobert, so war sein Erstes, dasselbe mit dem Mutterlande so in Verbindung zu setzen, daß er jeden Augenblick in der eroberten Provinz seyn konnte. Er baute daher mit unsäglicher Mühe und Genauigkeit, unbehindert ob der Flüsse oder Wälder, meist schnurgerade seine Strassen. Eine solche Strasse war hoch gebaut, so daß man von ihr aus die angränzende Gegend leicht überschauen konnte und zog hinter Castellen und Städten hin. Die Grundlage ist 18—20′ breit, aus festen Steinen erbaut, auf ihr erhob sich ein fester Damm aus Sand und Steinen, dessen Rücken nicht über 14′ breit mit Kies bedeckt war. An den Rändern findet man Felsenstücke, von welchen einige sich aufwärts heben, um dem Reiter das Aufsteigen zu erleichtern. Solche Strassen waren gut zu befahren, und im Falle der Eile standen von Station zu Station schon Pferde zum Wechsel bereit. —

Suchen wir in unserer Gegend solche Strassen auf, so müssen wir nach dem Hauptsitze der Römer, nach Nassenfels uns wenden. Von dort, wo das Praetorium oder der Kern von Castra Vetoniana lag, liefen 4 Strassen aus:

1) in südwestlicher Richtung über Attenfeld, Stepperg nach Augsburg;

2) nördlich über Meckenlohe zur Ziegelhütte bei Pietenfeld nach dem Castrum in Pfünz; von da an den Rhein;

3) östlich über Wolkertshofn, Buchsheim, Gaimersheim nach Regensburg;

4) nordwestlich, oberhalb Zell an der Speck über Biesenhard durch den Wittmes-Forst nach Dollnstein, Eberswang, Schönau nach Treuchtlingen, wo sie mit der Strasse von Augsburg sich vereinigte. — Wo eine Strasse einen Fluß überschreitet, war ein Befestigungs- oder Vertheidigungswerk, ein Castell. So bei Pfünz; hier kommt noch eine Strasse von Regensburg über Böhmfeld her, welche von da über Preith,

Burgsalach an den Rhein zieht, welchen sie mit Pannonien, dem heutigen Ungarn, verbindet, zu welch' reicher Besitzung die Römer verschiedene Hauptstrassen, z. B. über Regensburg, Passau, Linz, Wien, auch Augsburg und Salzburg geführt hatten. —

Weil in Rieshofen, Arnsberg, Kipfenberg Römerthürme zu finden, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß im Altmühlthale eine Strasse nach Pfünz führte. — Fragen wir, um welche Zeit wohl diese Strasse gebaut worden, so nennt uns ein bei Wolkertshofen aufgefundener Meilenstein die Jahre 195—215 n. Chr.

Auch über den Pfahl hinaus gegen Neumarkt treffen wir Strassen.

§ 5.

Römerthürme.

Zur Zeit der Erbauung obiger Strassen siechte das alte Römerreich schon allmälig seiner Auflösung entgegen, es war darum demselben um so nothwendiger, gegen die Feinde sich hinter festen Mauern zu verschanzen. Deßhalb die Befestigungswerke, welche entweder Einthürme, monopyrgium, Pürg, Burg, oder Castelle und Castra waren.

Ein solcher Einthurm, wie z. B. bei Wellheim, steht heute noch da, als wollte er höhnend zu unsern Bauleuten sprechen: Kommt und sehet, wie man einst für Jahrtausende und nicht von Heute auf Morgen gebaut. Fast 2000 Jahre stehe ich hier, halte Wache in Wind und Wetter und getrauete mir nochmals so lange zu stehen, wenn ein Wohlthäter mich unterhielte.

Ein solcher Römerthurm ist 100′ breit, hat eine Mauer von 10′ Dicke, außen von Kropfquadern mit einer Ausfüllung von Mörtel und Feldsteinen; 42′ über dem Grunde ist der einzige Eingang, 6′ hoch und 3′ breit. Alle Querfugen der Mauer laufen wagrecht — alle Seitenfugen der Quadern senkrecht. Diese Kropfsteine hielten nicht blos die äußere Gewalt von Würfen und Stößen ab, sondern sie schützten vor dem Einflusse der Witterung, indem Regen und Schnee von Stein zu Stein troff, und so die Fugen verschonte. Daher die ungewöhnlich lange Dauer. Der Mörtel ist felsenhart, feinkörnig und verbindet sich innig mit der rauhen Seite der Quadern. — An den Wänden ragen in Abständen zu 8′ Kragsteine heraus, auf welchen hölzerne Roste ruhen, um Fußböden zu tragen. Oben auf dem Thurme finden sich ein paar schmale Spalten oder Spähöffnungen, die ein sparsames Licht eindringen lassen. Der Thurm endet in eine gezackte Mauerzinne, die das flache Dach verdeckte und als Hochwarte diente. Solche Befestigungs-

werke hießen Einthürme, weil der Thurm für sich allein bestand. Ist die Gegend flach, kommen sie seltener, dagegen öfter vor, wenn Thalschluchten und Berge die Aussicht beschränkten. Jeder hatte seine besondere Richtung zu überwachen, alle aber waren Glieder Einer großen Befestigungskette. Ihre Bestimmung war zunächst Zeichen zu geben und zwar bei Tage durch aufsteigenden Rauch, bei Nacht aber durch Fackeln, welche emporgehalten, wenn Freunde, dagegen hin- und herbewegt wurden, wenn Feinde herankamen, also römische Telegraphen! — Ihre zweite Bestimmung war dann, Truppen und Ansiedler aus der Nähe aufzunehmen und gegen die Uebermacht plötzlicher feindlicher Anfälle so lange zu schützen, bis aus der Provinz größere Massen heranrückten. Ein solcher Thurm, dem Feuer und den Waffen gleich unzugänglich, war eine sichere Zufluchtsstätte umsomehr, als er mit einer Ringmauer aus gekropften Quadern, 3½′ dick, umgeben war; er hieß auch *Castellum*, während ein Platz mit Schanzen umgeben, den Namen *Castrum* führte. In letzteren, wie in Augsburg, Regensburg hatten vornehme Römer ihre Tempel, Bäder und Landhäuser, wo sich auch nicht selten Münzen aus Gold, Silber und Kupfer finden. — Ein solches Bad wurde im Jahre 1856 in Westerhofen bei Stamham aufgefunden mit einem herrlichen Mosaikboden aus verschieden farbigen Steinen, welche die schönsten Figuren darstellen.

§ 6.

Das Christenthum.

So Großes und Staunenswerthes wir nun von den Römern gehört, um so trauriger war der innere Zustand dieses, wie aller übrigen Völker der Erde und zwar gerade in jener Zeit, als Augustus allein über das Reich herrschte. Nicht Griechenlands Wissenschaft und Kunst, nicht Kriegsruhm, nicht prunkvolle Landhäuser, nicht seine 3000 Gottheiten, nicht das große Amphitheater oder Schauspielhaus, das 40000 Zuschauer faßte, konnte dem edlen Römer genügen. Immer tiefer sank das Volk in Laster und Elend. In diese schauerliche Finsterniß und Wüste des Heidenthums leuchtet gerade um diese Zeit herein ein funkelndes Gestirn, die erstarrte Menschheit zu erwärmen. Es ist das Evangelium, oder die Gotteslehre von Liebe und Zufriedenheit für den Menschen. Wie das Veilchen mit den ersten Strahlen der Frühlingssonne verborgen unter der Hecke duftet, so sproßte das Christenthum besonders in Rom im Stillen, und als die Cäsaren sein Daseyn recht erfuhren, war es so gekräftiget, daß Feuer und Schwert es nicht mehr auszurotten im Stande waren. Millionen starben da für Christo. Soldaten

und Colonisten hatten die Heilslehre in die Provinzen gebracht und heilige Priester und Bischöfe stärkten dort die jungen Bekenner mit Wort und That. Im Norikum starben der hl. Maximilian, Bischof zu Lorch, St. Pelagius im J. 284, St. Florian um 304 als Martyrer; im zweiten Rhätien oder Vindelicien zu Augsburg gleichfalls eine ganze christliche Familie, vom hl. Narcissus getauft, St. Afra mit ihrer Mutter Hilaria und 3 Dienerinnen 304. Da gab Kaiser Constantin der Kirche den Frieden und setzte das Kreuz als Zeichen der Ehre auf seine Krone. Jetzt kehrten die verfolgten Christen in ihre Heimat, die verbannten Bischöfe auf ihre Hirtensitze zurück. Aber bald säete der böse Feind Unkraut in den Garten Gottes. Arius, Nestorius, Pelagius verkündeten Lehren, welche das Christenthum in seinen Grundfesten angriffen und um so gefährlicher wurden, weil nicht blos Kaiser und Bischöfe ihnen zugethan waren, sondern auch die einbrechenden gothischen Völker dieser Irrlehre zufielen. Umsonst mühen sich St. Valentin und Severin, die Heiden und Arianer zu bekehren, da tönt die Todtenglocke des alten Römerreiches!

§ 7.
Ende der Römerherrschaft.

Nachdem die Römer gegen 200 Jahre (15—270) die Donauprovinzen beherrscht hatten, erlag ihr Reich den andringenden Völkermassen. Die Alemannen, im Verein mit Völkern am Rhein, Main und Bodensee, fielen seit 213 öfter in das römische Gebiet ein, wurden aber immer zurückgetrieben. Als sie durch die Franken verstärkt, welche an Main, Weser und Rhein wohnten, wiederkehrten, hatte Kaiser Probus, wie wir schon gehört, die Gränzlinie an Rhein und Donau wohl befestigt, noch bei Constantins Tod 333 bestanden diese beiden Limes. Als aber die Westgothen unter Alarich 402 von Ungarn her Italien selbst überfielen, rief der kaiserliche Feldherr Stilicho alle entbehrlichen Truppen aus den Provinzen nach Italien zurück, womit der Verlust derselben beginnt. Auf die Westgothen folgte vom Norden her, 405, eine Horde von 500000 Menschen unter Radagais, die aber von Stilicho besiegt wurde. Die alte Reichsgränze bestand nicht mehr, sondern lief jetzt von Regensburgs Nähe südwestlich über Abensberg nach Augsburg und Bregenz. Wieder erscheint Alarich und nimmt Rom mit Sturm im J. 410. — Auf Bitten des Pabstes Leo des Großen schont der Hunnenkönig Attila oder Etzel im J. 454 Rom, aber der Vandale Genserich oder Gaiserich überfällt und plündert es. Endlich gewinnt Odoaker, König de-

Heruler, die Oberhand, wirft sich zum Könige von Italien auf und macht durch Gefangennehmung des jungen Kaisers Romulus Augustulus dem römischen Reiche ein Ende.

Ein Zeitgenosse des hl. Hieronymus entwirft ein jammervolles Bild von den Verwüstungen durch diese Völkerhorden. Alles ward vernichtet, was römischer Kunstfleiß mit staunenswerther Mühe seit Jahrhunderten geschaffen, — Landstrassen, Vertheidigungswehren, Castelle, fruchtbare Pflanzungen von Aeckern und Weinbergen wurden in eine Wüste verwandelt. Suchen wir unter diesen Trümmern unsere Urahnen auf! —

---

2. Abschnitt.

Bojer — Baiwaren.

---

§ 8.

Die Bojer.

Das uralte Volk der Bayern stammt wie alle anderen Völker Europa's aus Asien. Als nämlich der große Stamm der Germanen aus Vorderasien in einzelnen Zügen nach Europa wanderte, schlug ein Theil die Richtung nach der Ostsee ein; ein anderer kam in dem Stromgebiete der Donau herauf und ließ sich in den Gebirgsländern nieder, denn auf Höhen sind die frühesten Ansiedelungen. Niederungen waren noch lange wie auch Stromthäler nur wüste Auen und Sümpfe, namentlich war das heutige Altbayern ein ungeheurer See von Ulm bis Passau. —

Nördlich der Donau hatten sich in dem von Bergen umschlossenen Hochlande unsere Ahnen, die Bojer niedergelassen, wovon das Land den Namen Bojer-Heim oder Sitz erhielt. Diese Bojer, oder „Bewohner von Waldhöhen" breiteten sich allmälig über die Waldhöhen an der Donau, die fränkische Höhe und rauhe Alp, sowie ab- und aufwärts der Donau aus; denn jener große See war abgelaufen und hatte noch viele kleine Seen, z. B. Chiemsee, Starnbergersee und gewaltige Strecken von Sümpfen, wie das Erdinger-, Dachauer-, Donau-Moos zurückgelassen, aber noch mehr treffliches Hügel- und Flachland, welches zum Ackerbau einlud.

Die Bojer waren nach und nach ein großes Volk geworden, so daß oft zahlreiche Schaaren auswanderten. So ziehen um 400 v. Chr. Bojer aus den Gegenden des Bodensees in Italien

ein. Deren Tapferkeit wird von den Römern selbst gerühmt. Um 300 v. Chr. zog eine Schaar nach Kleinasien, man nannte sie Galater (Kelten), dieselben, an welche St. Paulus schrieb. Noch zur Zeit des hl. Hieronymus 430 v. Chr. redeten sie deutsch und heimkehrende Kreuzfahrer erzählten im 12. Jahrhundert, sie hätten zu ihrer Verwunderung die Galater echt bayrisch reden hören. — Auch nach Gallien wandern 58 v. Chr. 32000 Bojer aus und lassen sich bei Lyon nieder. Der Landstrich, den sie verlassen, nördlich vom Bodensee, hieß noch lange Bojer-Oede oder Wüste.

Seit Jahrhunderten waren die Bojer in ihrem waldumgränzten Heim gesessen, selbst die Kimbern mit 300000 Mann hatten Nichts wider sie vermocht; was diesen nicht gelungen, erreichte ein anderer deutscher Volksstamm, die Markomannen, durch römische Kriegskunst.

Dieses Volk hatte am Rhein, Neckar und Main gewohnt. Als jedoch die Römer, welchen seit 50 v. Chr. Gallien gehorchte, auch die Länder des rechten Rheinufers bedrohten, entschloß sich Marbod, der König der Markomannen (Mark- oder Gränzmänner), ein kluger, in Rom gebildeter Mann, sein Volk weiter nach Osten zu führen. Er zog 19 v. Chr. gegen der Bojer-Heim mit 70000 Fußgängern und 4000 Reitern. Diese Macht konnten die Bojer nicht besiegen, sie verließen ihre Heimat, mit sich den Ruhm tragend. Von da an treffen wir sie vom Böhmerwalde westlich bis an die Rezat und den Steigerwald an den Main hinauf, dann auf der rauhen Alp bis zum Bodensee, also im heutigen Mittel- und Oberfranken, in Schwaben und Neuburg und dem südlichen Theile der Oberpfalz. Vom Fichtelgebirge bis zum Regen haben sie als Nachbarn die Wariser, von ihrer hohen Lage auch Narisker, Hochländer genannt.

Hinsichtlich der Religion unserer Ahnen wissen wir, daß sie Heiden waren. Die Verehrung der Götter Wodan, Thor, Freya, Erk, Heses hatten sie wohl mit den nordischen Germanen gemein, daher die Namen: Thorleite, Freitag, Erktag, Heselberg. In Hainen brachten die Priester oder Druiden die Opfer dar. Die Seele hielten sie für unsterblich und ließen ihre Tapfern zu den Göttern in Walhalla gelangen, wo sie bei Schmaus und Kriegsspiel sich ergötzten. Als Nationallaster tadeln die Römer an ihnen Trunkenheit und Würfelspiel. — Der Charakter der Bojer wird als bieder, sittenrein und arbeitsam gerühmt. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, waren des Webens, Bergbaues und der Metallarbeiten kundig und befuhren die Flüsse. Ihre Häuser waren von Holz, einzeln stehend, doch bauten sie auch Städte, wie Bojodurum, die Inn-

stadt von Passau. — Ihre starken und großen Leiber waren einfach bekleidet, Leibrock und Beinkleider von Leinwand oder Wolle, ein Wamms aus Leder oder im Kriege von Metallringen mit kurzen Aermeln, ein Ueberwurf von Pelz, Wollenzeug oder starker Leinwand, unter den Armen offen, darum armalaus d. h. ärmellos. Der leinene oder wollene Ueberwurf war zweifärbig, und wahrscheinlich stammen von den sich durchkreuzenden weißen und blauen Streifen die bayrisch weißblauen Rauten oder Wecken; denn Nationalfarben, als Mittel im Kriege und in der Ferne sich zu kennen, trifft man bei vielen alten Völkern. Die Vornehmen trugen viel Gold am Helme und dem Wehrgehänge und Gewande. Die Waffen waren ein Speer, der meißelförmige Kelt, dann ein gewaltig großes Schwert ohne Spitze mit breiter aber sehr dünner Klinge, endlich ein viereckiger, großer, flacher Schild aus Holz. Bogen und Pfeile fehlten nicht. —

Für die Bojer als Volk hatte die römische Eroberung des Landes eine sehr wichtige Folge. Die ganze boische Bevölkerung südlich vom Gränzwalle und der Donau verlor ihren eigentlichen Namen und hießen nun Vindeliker vom Inn abwärts Noren, nur auf der Nordseite des Walles blieb der Name.

Zur Römerzeit war der Praeses die höchste Obrigkeit, später Dux genannt. — Das Loos der Eingebornen ward durch die Römer nicht hart. Sie mußten zwar Abgaben an Vieh und Geld entrichten, die junge Mannschaft zum Heere stellen, an größeren Bauten mitarbeiten, aber sie lebten zumal auf dem Lande abgesondert ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Sie wohnten wohl auch mit den Römern zusammen und waren selbst Heirathen mit denselben nicht selten.

Die Eingebornen theilten sich in Freie und Knechte; jene waren gemeine und edle Freie. Während die gemeinen Freien die Fremdenherrschaft nicht so drückend fanden, fühlten sich die Edlen, der Adel, in ihren Rechten und größeren Besitzungen weit mehr beschränkt, besonders solche Geschlechter, welche früher königliche oder herzogliche Macht besaßen. Daher wanderten um 260 n. Chr. mehrere boische und norische adelige Familien über die Donau, und sehr wahrscheinlich war das Castrum Noricum, d. h. Norenburg oder Nürnberg der Sitz einer geflüchteten norischen Herrscherfamilie.

Die Sprache der Bojer war theils celtisch, theils deutsch. Die Römer drangen ihnen ihre Sprache nicht auf, allein wollten sie ihre Beherrscher verstehen, so mußten sie auch ihre Sprache kennen. Auch besaßen die Römer eine Menge Dinge, welche die Bojer vorher nicht kannten. Was aber die Hauptsache war, die Römer schrieben ihre Befehle lateinisch, welche Sprache in

Rhätien, Vindelicien und Norikum die Landessprache war, ohne daß die boische aufhörte. Man sprach beides oft vermischt, und weil beide nicht gründlich verstanden wurden, meist sehr verunstaltet, daher die Namen: vinum oder Wein, fenestra, Fenster, magister, Meister, oft finden wir auch an boischen Stammsilben lateinische Ausgänge. — Die Nahrung der Bojer waren Fische, Wildpret, ihr Trank Gerstensaft.

§ 9.

Die Baiwaren.

Unter all den verschiedenen Strömungen wandernder Völker hatte unser Volksstamm, begünstigt durch seine Berghöhen und Waldesschluchten sich erhalten, während in flachen Gegenden manches Volk verschwand. Der Name „Bojer" aber tritt in dieser Zeit seltener auf, dagegen der germanische Beisatz „Waren", d. h. Wehrmänner, denn nur der Wehrhafte galt als Mann. Aus Bojer ward Boi-Waren. Wie aus Moin der Name Main, so war im 5. und 6. Jahrhundert aus Boiwaren die Bezeichnung Baiwaren geworden.

Wie nicht alle Freien auf gleicher Rangesstufe standen, sondern sich in gemeine Freie (Weran, Waren = liberi) und edle Freie (Adelunga, nobiles) theilten, so fand auch unter dem Adel ein Unterschied nach Alter, Besitzthum und Abstammung der Geschlechter statt. Das älteste und edelste hieß das „Kunni Geschlecht", und wer aus ihm stammte, war ein Kunning, d. h. Einer vom ersten Geschlechte. In dem Blute dieses Geschlechtes lebte nach allgemeinem Glauben der oberste Ase (Gott) Wodan fort, von welchem es abstammte, eines Kunnings Seele war also vom höchsten Adel. Aus dieser Sippa (Sibbe oder Blutsverwandtschaft) wurde in feierlicher Versammlung freier Männer das Oberhaupt des Volkes gewählt, und zwar aus des Vorgängers Söhnen der älteste, oder wenn ein solcher nicht da war, der Bruder oder nächste Verwandte. Manchmal übergab mit Zustimmung des Volkes der Vater dem Sohne die Würde. Starb das Geschlecht aus, so wurde Einer aus dem nächst edelsten gewählt. —

Das gewählte Oberhaupt hieß nun König, Kunnig oder Herr. Sein Amt war dreifach: als Herzog führte er das Heer, und leuchtete durch Heldenmuth voran; als Haupt des Volksstammes war er Oberpriester und zugleich Oberrichter als Schirmherr des heiligen Rechtes. Zum Zeichen seiner Würde trug er einen Eichenkranz um das Haupt, oder einen goldenen Reif, Krone, und den Stab oder Scepter. — Ein vorzüglicher Schmuck war Haupthaar und Bart. Zwar trug

jeder Freie das Haar lang — geschoren war nur der Unfreie — aber der Adel und besonders das Königsgeschlecht zeichnete sich durch Pflege des Haares aus. —

Das uralte Königsgeschlecht der Baiwaren nannte sich Agilulfinger, hatte zum Stammvater einen Agilulf. Das Eigenthum, Allod (Ales von al ganz und od eigen) der königlichen Familie, großentheils Grundbesitzungen, gehörte zwar allen Familienmitgliedern, wurde aber vom Oberhaupte verwaltet. Eine Theilung des Landes und der Güter trat ein, wenn der König wegen körperlichen Gebrechen einen oder mehrere Theile des Landes an wehrfähige Brüder oder Söhne abtrat. Fehlte es an solchen, so wurden tüchtigen Männern aus vornehmen Geschlechtern einzelne Provinzen anvertraut. Nicht minder wichtig waren die Auswanderungen. Es pflegten sich jüngere Krieger an ältere auf Leben und Tod anzuschließen, und hießen dann dessen Gefolge. Einzelne desselben hatten für sich wieder ein besonderes Gefolge, die Alle zusammen einen Heerhaufen kühner Kämpfer bildeten. Dem Gefolgsherrn gegenüber hießen alle Mannen seine Hörigen oder Gehorchenden, Gefährten, Gesinde, seine Leute. In dem eroberten Lande wurde alles Herrenlose in Besitz genommen, die Besiegten mußten ein Drittheil an den Sieger abtreten, der seine Wackersten würdig beschenkte. Die edelsten Geschlechter erhielten größeren Antheil, von dem sie wieder an ihre Hörige vergaben. —

Unter den Fürsten, welche der Hunnenkönig Attila um 450 n. Chr. um sich hatte, befand sich Eticho, den er aus besonderem Vertrauen über die Schiren setzte, eine Heerschaar aus gothischem Stamme (Scheyern). Dieser Eticho hinterließ zwei Söhne, Odoaker, welcher sich zum Könige von Italien aufwarf, und Arnulph, der mit den Schiren an die Donau, in das nördliche Baiwarenland zog und seinen Sitz wahrscheinlich auf dem Wulfsteine, d. h. Burg des Wulf (abgekürzt für Arnulph), die jetzige Ruine bei Neumarkt in der Oberpfalz, nicht weit von der Norenburg hatte. Arnulph hinterließ zwei Söhne: Adalgar und Theodo. Der ältere hatte seinen Sitz in Adalgaresburg, jetzt Hilpoltstein. — Im J. 508 wanderte das Geschlecht der Noren und Baiwaren unter Theodo nach Süden, wo die Bevölkerung durch die Völkerstürme sich vermindert hatte.

Dieser Zug ging entweder von Norenburg aus über die Altmühl bei schwäbisch Dietfurt (Uebergang des Theodo oder Diet) und von da über die Donau, oder von Wulfstein an die Altmühl bei bayrisch Dietfurt. — Um 520 verlangte der Ostgothen-König Theodorich in Italien von Theodo einen jährlichen Tribut, was dieser verweigerte; es kam bei Altötting zur

Schlacht, in welcher Theodo Sieger blieb. Nun gründete er ein neues Herzogthum Baiwarien und nannte sich des Frankenkönigs wegen Herzog. Seinen Sitz scheint er in Regensburg genommen zu haben; derselbe starb 538 mit Hinterlassung dreier Söhne, von welchen Theodo II. als Haupt des Landes und der Regentenfamilie das heutige Oberbayern, den Nordgau und das Westreich (von Lech bis Iller) mit der Hauptstadt Regensburg, Uto, auch Otto, Utilo oder Odilo das jetzige Niederbayern mit der Hauptstadt Altötting, und Theobald I. Südbayern mit der Residenz Botzen erhielt. —

Die drei Herzoge starben bald: Theodo II. 562, Uto 565 und Theobald 567, und nur einen Sohn Theodo II. treffen wir in der Geschichte um 575 als rechtmäßig gewählten Agilulfen, nämlich Theodo III.

Während die Baiwaren im Süden der Donau mit dem Sturze des Römerreiches ihre Unabhängigkeit verloren, geschah dasselbe den im Norden wohnenden durch die Franken. In blutigen Kämpfen schlugen sie die Thüringer (493) und die Alemannen (496), mit welchen ihre Bundesgenossen, die Baiwaren, das Loos der Besiegten theilten. Sie verloren ihre Unabhängigkeit insoferne, als ihre Herrscher, vorher Könige, unter dem Frankenkönige Chlodwig (481—511) standen und als Herzoge nach ihrer Erwählung von demselben bestätigt werden mußten. Zu Theodo I. Zeiten ließ König Theodorich (511—534) für Franken, Alemannen und Baiwaren Gesetze verfassen.

Als Theobald I. in Botzen 567 starb, erschien daselbst ein vornehmer Franke, Garibald mit Namen, bemächtigte sich der Regierung und schickte den 6jährigen Sohn des verstorbenen Herzogs, Tassilo, an den fränkischen Hof zur Erziehung. Zum Unterschiede von den Agilulfen nahm Garibald den Königstitel an, gerieth dadurch in Mißgunst bei den Frankenkönigen und wurde 590 vertrieben; sein Name verschwindet und es ist so unrichtig, ihn für Bayerns ersten Herzog auszugeben. Hier gelangte das alte Geschlecht wieder zur Regierung. Ober- und Niederbayern erhielt Theodos II., Sohn Theodo III., und Niederbayern nach Vertreibung Garibalds der Sohn Theobald des I., Tassilo I. wieder. Die Abhängigkeit von den Frankenkönigen hatte indeß auch für die baiwarischen Herzoge und ihre Völker einen Vortheil, sie lernten das Christenthum kennen. Theodo III. hatte sich Regintrude, eine fränkische Königstochter zur Gemahlin erkoren, die ihre christliche Dienerschaft und ihre Priester mit nach Regensburg brachte; ihr Gemahl war bald für die Heilslehre gewonnen, die er auch seinem Volke bringen wollte. Zu Worms lebte damals seit 576 der fromme und gelehrte Bischof Hruodberth, Rupert, ein Verwandter

Regintrudens. An ihn schickte der Herzog Gesandte, und der Heilige kam, um dort, wo 528 St. Lupus den Martertod gefunden, den Herzog und viele seines Adels zu taufen und zwar in einem Marienkirchlein, einst einem Heidentempel, jetzt zur alten Kapelle genannt. Mit apostolischem Eifer wirkte der heilige Bischof, weihte eine Kirche in Dietkirchen bei Neumarkt und in Eichstätt die alte St. Peterskirche, und ließ sich dann in Salzburg nieder, — dieß das älteste Bisthum in Baiwarien. Rupert starb am Ostertage, den 27. März 623. Unrichtig wird sein Tod in das Jahr 718 gesetzt. Das römische Brevier setzt gleichfalls dessen Wirken in die Zeit des Frankenkönigs Childebert II. (575—596). —

Theodo III. übergab seinem Sohne Theodebert I. Ober- und Niederbayern und empfahl ihm die Pflege der christlichen Saat und kräftigste Unterstützung des hl. Rupert, was dieser auch vollführte. Unter ihm erschien das Gesetz der Baiwaren; er starb 640. Ihm folgte in Regensburg sein Sohn Theodo IV. Da geschah es im J. 649, daß aus Poitiers in Frankreich der heilige Bischof Emmeram in Regensburg erschien, um sich zu den Avaren zu begeben. Auf Bitten des Herzogs Theodo blieb jedoch der Heilige, und lehrte drei Jahre mit glühendem Eifer. Als er schied, jagte ihm Lambert, des Herzogs Sohn nach und ermordete ihn auf die grausamste Weise wegen eines falschen Verdachtes. Die Unschuld kam bald an den Tag und der tieferschütterte Herzog ließ die Gebeine des Heiligen in Regensburg feierlich beisetzen und gründete über ihnen das Stift St. Emmeram. Auf Theodo IV. folgte dessen Brudersssohn Theodo V., der seine Tochter Plektruda dem mächtigen Hausmeier der Frankenkönige, Pipin von Heristal zur Gattin gab. Aus Schmerz über den traurigen religiösen Zustand seines Volkes übertrug er die Regierung seinem Sohne Theodobert II. und reiste 716 selbst nach Rom, um vom Oberhaupte der Kirche, Gregor II., Abhilfe und geordnete Pflege des Christenthums in Baiwarien zu erbitten. Denn was St. Rupert und Emmeram gesäet, war durch die Stürme der Zeit, durch Irrlehren und Unwissenheit vernichtet. Der Pabst sandte drei Legaten, um Bisthümer zu gründen, aber der Zweck ward nicht erreicht; Theodo starb 717 und die Legaten reisten ab. Theodobert II. starb mit Hinterlassung eines Sohnes, Hugibert II., der mit seinem Oheime, Grimbald II., dem ältesten Bruder Theodoberts, in Krieg gerieth, in welchem er unterlag. Fremde mischten sich nun in Baiwariens Angelegenheiten. Karl Martell (Hammer), Sohn Pipins von Heristal und Plektrudens, Hausmeier der Frankenkönige, deren erster Vasall und Stellvertreter beim Heere, verband mit hoher Abkunft einen hochstrebenden Ehrgeiz, der alle

von den Franken abhängigen Völker in volle Unterwürfigkeit zu bringen strebte. Der Streit Grimbalds und Hugiberts kam ihm deßhalb gelegen. Karl zog mit einem Heere nach Baiwarien, und setzte nach blutigem Kampfe Hugibert als dessen Herrn ein 728. Bei diesem Heereszuge ward Eichstätt verwüstet und ein Theil des Nordgaues zum Frankenlande geschlagen. Hugiberts Sorge war hauptsächlich auf das Kirchliche gerichtet; er hatte deßhalb den hl. Corbinian zu sich gebeten, der aber bald in Freising starb. Zur großen Freude des Herzogs erschien Winfried, Deutschlands großer Apostel. 680 zu Kirton in England von vornehmen Aeltern geboren, trat derselbe als Knabe nach einer gefährlichen Krankheit in das Kloster Nuitcell, wo er in Kenntniß der heiligen Schrift, in Geschichte, Dicht- und Redekunst staunenswerthe Fortschritte machte. Im 30. Jahre zum Priester geweiht, fühlte Winfried die Klostermauern zu enge, ihn drängte es über das Meer, wo so viele Völker im Schatten des Todes saßen. Mit zwei Gefährten verließ er die Heimat, landete 715 in Dorstadt in Friesland, wo Krieg zwischen Friesen und Franken herrschte. Unverrichteter Dinge mußte er zurückkehren. Nach des Abtes Tode an dessen Stelle gewählt, lehnte er die Würde ab, und ging nach Rom, wo ihn Gregor II. aussandte, das Wort Gottes zu predigen. Durch die Lombardei zog er nach Baiwarien und kam nach kurzem Aufenthalte in Franken nach Friesland, wo er 3 Jahre mit St. Willibrord arbeitete. Als ihn dieser aber zu seinem Nachfolger ernennen wollte, suchte Winfried in Thüringen und Hessen eine weitere Thätigkeit. Er gründete Hammelburg und Amöneburg und taufte Tausende der Heiden. Auf Kunde hievon rief ihn Gregor II. nach Rom, weihte ihn am Andreastage 723 zum Bischof und nannte ihn Bonifazius oder Wohlthäter. Mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell kehrte der Heilige nach Hessen zurück, hieb mit eigener Hand eine dem Thor geweihte Eiche um, und machte daraus eine Kirche zu Ehren St. Peters. Er bedurfte der Mitarbeiter und ließ solche aus England kommen. Der Pabst ernannte ihn zum Erzbischof von Deutschland und ertheilte ihm als Zeichen dieser Würde das Pallium, — ein Streifen aus weißer Wolle, 2 bis 3 Finger breit, worin schwarze Kreuze gewoben, ehedem ein Mantel, wie ihn die Kaiser trugen, — das, vom Pabste geweiht, am Grabe des Apostelfürsten bis zur Versendung ruht, und vom Erzbischofe um die Schultern getragen wird, ihm aber auch mit in's Grab folgt. — Herzog Hugibert lud ihn nach Bayern ein, wo ein einziger Bischof, Vivilo in Passau, sich fand. 738 reiste Bonifaz nochmals nach Rom, um sich Gehilfen zu erbeten. Hier traf er St. Wunibald. Im J. 739 kam er, eingeladen vom Herzog

Odilo, dem Sohne Hugiberts, nach Baiwarien und errichtete die Bisthümer zu Passau, Freising, Regensburg und Salzburg, denen Würzburg, Buraburg, Erfurt und endlich Eichstätt folgten. Im J. 748 ertheilte der Pabst die Bestätigung, daß Bonifaz als Erzbischof seinen Sitz in Mainz nehme. Er nahm sich nun zum Gehilfen und Nachfolger den hl. Lullus, und entschloß sich, nochmals zu den Friesen zu ziehen. Beim Abschiede sagte er seinen Tod vorher, und bat, daß sein Leichnam in seinem geliebten Kloster Fulda Ruhe finde. Im J. 754 sollte eine Menge der Getauften in der Pfingstwoche die heilige Firmung empfangen, da nahten am 5. Juni statt dieser wüthende Heiden, die ihren Göttern angethane Schmach zu rächen, und unter ihren Händen hauchte der edle Apostel mit 50 Begleitern seine Seele aus. Zu spät kommen die herbeieilenden Christen, sie finden nur mehr die Leiche des Martyrers, die heilige Seele war eingegangen in die Freude ihres Herrn.

---

3. Abschnitt.

Eichstätt unter Bischöfen.

---

§ 10.

Eistat.

Bei seiner letzten Anwesenheit in Rom hatte der hl. Bonifazius seiner Schwester Sohn Wunibald mit sich genommen, um an seiner Seite in Deutschland für Christo zu arbeiten, und zugleich den Pabst gebeten, ihm dessen Bruder Willibald zuzusenden, wenn derselbe nach Rom käme. Dieß geschah am Andreastage 739, der Pabst hieß ihn sogleich nach Deutschland zu gehen. — Willibald kam zu Herzog Odilo, wo er den hl. Bonifaz zu treffen hoffte, und reiste, als er ihn hier nicht fand, zu Graf Suitger, mit dem er sich nach Lintrach zu Bonifaz begab. Dieser Graf, angefeuert durch das edle Beispiel Odilos, welcher unter Zustimmung seines Volkes 739 neue Bisthümer gegründet, schenkte von seinen Besitzungen den Ort Eistat an Bonifazius. (Suitger gerieth später in fränkische Gefangenschaft und mag 753 gestorben seyn.) Erst sollte aber Willibald den Ort sehen, und auch Bonifaz kam, um sich zu überzeugen, ob hier eine kirchliche Stiftung geeignet, und als er dieß gefunden, übergab er denselben Willibald zum künftigen Aufenthaltsorte. — Ein Krieg hatte den Ort bis auf ein Marienkirchlein ver-

wüstet; es mußte dieß durch christliche Soldaten geschehen seyn, denn Heiden und Arianer hätten die Kirche nicht geschont. Wir haben oben S. 15 gehört, daß Karl Martell im J. 728 mit einem Heere in der Gegend einfiel und sie verwüstete. Aber woher ein Marienkirchlein? Wir wissen, St. Rupert habe in Eichstätt eine Peterskirche geweiht, und so dürfen wir bestimmt behaupten, daß dieser Heilige und seine Schüler das Evangelium hierher verpflanzt, was die Benennungen Rupertsbuch, das bis vor 100 Jahren zur alten Pfarrei in Eichstätt gehörte, und Rupertsberg (der Berg zwischen Altmühl und Anlauters von Obereichstätt bis zur Schallenburg bei Enkering), sowie Gilten und Besitzungen von Regensburg in der Gegend, z. B. Schernfeld, bestätigen dürften. Ein Denkstein am Hause, wo Trödler jetzt ihre Buden aufgeschlagen, zwischen Dom und Rathhaus, bezeichnet den Ort, wo die Stiftskirche zu Unserer Lieben Frau gewesen, und da, wo in dieser Kirche einst die Bäckerkapelle stand, war das Marienkirchlein, in welchem St. Bonifaz den hl. Willibald am 22. Juli 740 zum Priester weihte und zum Vorsteher des Klosters bestellte, das allsogleich zu bauen begonnen wurde, welchem das heutige Eichstätt sein Wiederaufblühen verdankt.

§ 11.

Der heilige Willibald.

Eine glühende Begeisterung für die Religion hatte gegen Ende des 7. Jahrhunderts das junge christliche England ergriffen und ein heiliger Wetteifer, das Himmelreich zu erringen, beseelte alle Stände. Die Einen opferten ihre Habe zu Gründung von Klöstern, Andere vertauschten die Pracht der Welt mit der Mönchskutte, wieder Andere pilgerten als Missionäre zu den heidnischen Völkern, Unzählige trieb es nach Rom zum Grabe der Apostelfürsten. Dieß Verlangen regte sich insbesondere 718, als St. Winfried dorthin wallte, auch in einem 18jährigen Jünglinge, dem Erstgebornen eines der königlichen Geschlechter Englands. Er hieß Willibald. Als dreijähriger Knabe schon von seinen Aeltern, dem hl. Richard und der hl. Wima, dem Ordensstande gelobt, weil sie ihn durch eine Krankheit zu verlieren fürchteten, war er fünf Jahre alt dem Kloster Waltheim zur Erziehung übergeben. Der Knabe entsprach den Erwartungen der Aeltern und Lehrer destomehr, je näher die Zeit kam, das Gelübde Ersterer zu erfüllen. Seine Frömmigkeit war aber zu einem Grade gediehen, daß es ihm nicht genügte, einfach in das Kloster zu treten, sondern daß er Vaterland und Aeltern verlassen, und an einem ganz abgeschiedenen Orte einzig

Gott dienen wollte. Lange trug er diesen Wunsch in sich, bis er ihn dem Vater entdeckte, und diesen selbst überredete, den irdischen Gütern zu entsagen und mit ihm sammt dem Bruder nach Rom zu pilgern. Im J. 720 gingen sie zu Schiffe und kamen über Frankreich nach Italien. In Lukka erkrankte der geliebte Vater und starb. Die Söhne begruben ihn in der Kirche des hl. Frigidian, und setzten ihre Reise nach Rom fort, wo beide, vom Fieber befallen, längere Zeit krank lagen. Da erwachte in Willibald das Verlangen, das heilige Land zu sehen, wo der Erlöser gelebt und gewirkt. Er nahm Abschied von Rom und seinem Bruder und trat die höchst gefährliche Reise an, die sieben Jahre in Anspruch nahm und ihm unsägliche Leiden und selbst Gefangenschaft brachte.

Als er zu Gaza in der Kirche des hl. Mathias der heiligen Messe beiwohnte, ward er plötzlich blind, und blieb es zwei Monate lang, bis er zu Jerusalem in der Kirche des heiligen Kreuzes mit Inbrunst betete. Da öffneten sich seine Augen und schauten die kostbaren Heiligthümer. Viermal besuchte er Jerusalem; einmal drohte ihm Gefahr, von einem grimmigen Löwen zerrissen zu werden; zwei Jahre verweilte er in Konstantinopel. Auf der Rückreise betete er zu Neapel am Grabe des hl. Severin, des Apostels der Deutschen, wohl nicht ahnend, daß auch ihn hiezu der Herr berufen. Nach so vielen bestandenen Gefahren suchte er Ruhe im berühmten Kloster Monte Cassino und fand sie; er blieb 10 Jahre. Da sollte er als erfahrener Führer den spanischen Priester Dinpertus nach Rom geleiten. Als Pabst Gregor von seiner Ankunft hörte, berief er Willibald zu sich und beauftragte ihn, seinen heiligen Oheim in dem Missionswerke zu unterstützen. Seine Reise und Priesterweihe ist schon erzählt. Als Abt gab er seinen Brüdern die Regel des hl. Benedikt, wie sie in Monte Cassino beobachtet wurde. Schnell blühte in Eichstätt sein Kloster empor, so daß Bonifaz ihn nach Thüringen rief und auf der Salzburg, einem königlichen Schlosse an der Saale, in Beiseyn der Bischöfe Burkard von Würzburg und Witta von Buraburg am 22. Oktober 741 zum Bischofe, jedoch ohne bestimmten Sitz, d. h. als Regionar- oder Kloster- (Hilfs) Bischof weihte. Als solcher erscheint er auf den von Bonifaz gehaltenen Concilien. Vier Jahre gingen dahin, bis die Hindernisse beseitigt waren, welche der Errichtung eines bischöflichen Sitzes in Eichstätt im Wege standen; denn hiefür mußten aus den schon bestehenden Bisthümern Regensburg, Augsburg und Würzburg Theile genommen und dazu die Genehmigung des Pabstes, sowie der Herzoge von Schwaben, Baiwarien und Franken erwirkt werden. Die Herstellung der Gebäude für den Bischof und der Aufbau seiner

Kirche verlangten Zeit, und dazu kam noch ein Krieg im Jahre 743 zwischen Pipin und Karlmann mit dem Herzoge Odilo, in welchem Letzterer unterlag. Zwar treffen wir ihn 744 wieder als Herzog, aber der Nordgau war fränkisches Lehen, und die Frankenkönige ernennen die Bischöfe in Bayern und bestätigen fromme Stiftungen. So kam im Jahre 745 das Bisthum Eichstätt zu Stande, und Willibald ward im 41. Lebensjahre auf der Synode als erster Bischof, der zum Erzbisthume Mainz gehörte, eingesetzt.

Im kräftigsten Mannesalter begann nun der Heilige im Vertrauen auf Gott seine Arbeit; es gab für ihn und seine Mitbrüder deren genug. Seine erste Sorge war der Bau eines Klosters, wie wir schon gehört. Nur vereinte und viele Kräfte waren im Stande, auf die Dauer der christlichen Lehre Eingang zu schaffen. Es war nicht genug, daß Mönche und Nonnen in der Stille der Einsamkeit Gott in Gebet und Betrachtung dienten, neben ihrer Selbstvervollkommnung hatte eine solche religiöse Genossenschaft einem Bienenstocke zu gleichen; die Einen sollten als Priester die Ungläubigen bekehren, die Gläubigen lehren, talentvolle Knaben für die Wissenschaft erziehen und die Jugend unterrichten; die Andern sollten als Laienbrüder die Gebäude herstellen, Wälder ausroden und urbar machen, Sümpfe trocken legen, durch Ackerbau für die Lebensbedürfnisse ihrer Brüder sorgen, und den Unkundigen den Pflug zu führen lehren. Eine solche Anstalt schuf Willibald. Nur drei Genossen waren mit ihm hierher gekommen, ihre Zahl mußte sich mehren. Dazu mußten junge Kräfte aufgesucht und für das klösterliche Leben, wie für die Mission überhaupt gewonnen werden. Willibald errichtete deßhalb eine Schule, nicht blos für gemeinnützige Kenntnisse des Volkes, sondern Priester sollten hier für das Glaubenswerk gebildet werden. Diese Schöpfung, in welcher Willibald selbst lehrte, schwang sich bald zu hohem Rufe empor, und es gingen aus ihr Aerzte, Rechtsgelehrte, Künstler und Baumeister hervor. Soll aber das Christenthum Wurzel fassen in der Familie, so muß die Mutter im Stande seyn, das Kind christlich zu erziehen, und deßhalb richteten die Bischöfe stets ihr Augenmerk darauf, durch Nonnen die Jungfrau für ihren künftigen Beruf erziehen zu lassen. Wie in Heidenheim, wo sich des Bischofes Geschwisterte niedergelassen, treffen wir auch in Eichstätt ein Manns- und Nonnenkloster. Unter diesen gottgeweihten Jungfrauen finden sich viele, welche die lateinische und griechische Sprache wohlverstanden, wie die Nonne von Heidenheim, eine Verwandte Willibalds, welche dessen Reise nach Jerusalem lateinisch beschrieben.

Außer Kloster und Schule nahmen auch die Synoden den

Bischof in Anspruch. Um ihre Untergebenen nach gemeinschaftlichen Regeln zu leiten, und durch gemeinsames Wirken die christliche Saat zu fördern, Mißbräuche abzustellen, hielten die Hirten der Kirche alljährlich Zusammenkünfte, Synoden, deren Beschlüsse unter Zustimmung des Pabstes die Satzungen der einzelnen Bisthümer bildeten. Hier wurde Alles berathen, was zum Heile der Gläubigen nothwendig schien; Beschwerden den weltlichen Großen vorgetragen und würdige Männer für die erledigten Bischofsstühle vorgeschlagen. St. Bonifaz hielt als Erzbischof von Mainz mehrere solcher Synoden oder Provinzial-Concilien, denen Willibald anwohnte. Am meisten aber lag dem heiligen Bischofe am Herzen die Bekehrung der Bewohner des Nordgaues, Sualafeldes und Rangaues (bei Weinberg). Zur Erleichterung dieses schweren Geschäftes dienten ihm die vorhandenen Römerstrassen; auf ihnen treffen wir darum auch die ersten Kirchen und Christengemeinden. Können wir jene auch nicht nennen, so hat uns doch die Sage noch Plätze bezeichnet, an denen er thätig war. Bei Weissenburg und Polenfeld nennt man uns noch Willibaldsbrunnen, durch deren Wasser der Heilige die Seelen in der heiligen Taufe für den Himmel gewonnen; bei Erkertshofen erinnert ein Denkstein, daß der heilige Bischof hier geruht — Willibaldsruhe — unter dem Schatten stolzer Eichen; der Weg von Eichstätt dorthin heißt heute noch der St. Willibalds-Steig. Wie oft mag er auf jener Strasse gewandert seyn, die von Dollnstein über Schönau nach Treuchtlingen führt, um in Heidenheim, mit dem geliebten Geschwister-Paare sein Wirken zu besprechen! Hier war es, wo der Bischof als Greis im beseligenden Andenken an seine Jugend der Nonne seine Reisebeschreibung nach Jerusalem diktirte, die auf uns gekommen; hier war es aber auch, wo er Wunibald und Walburga zu Grabe geleitete. Immer näher rückte diesem auch der heilige Bischof. 40 Jahre hatte er gewirkt, sein ungemein fester und kräftiger Körperbau hatte bis zum 81. Jahre alle Mühen ertragen; jetzt brach er am 7. Juli 781 zusammen. 208 Jahre hatten die Gebeine geruht, da erhob sie Bischof Megingoz und setzte sie in der Domkirche hinter dem Altare des heiligen Vitus bei. Am 10. Juni 1256 wurden sie auch hier wieder erhoben, und im Hochaltare im vergoldeten Sarge zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt.

Bald schon nach dem Tode des Heiligen geschahen an seinem Grabe Wunder, es stieg die Verehrung und so reifte der Wunsch, über seinen Gebeinen ein eigenes Stift zu gründen, das gleichsam Wache am Grabe halten sollte. Es entstand der Willibaldschor im westlichen Anbaue der Domkirche, wo die heiligen Gebeine seit 7. Juli 1269 im Marmorsarge ruhen. Hat auch die

Säkularisation das Stift aufgehoben, die Verehrung St. Willibalds konnte sie nicht unterdrücken. Jährlich am 7. Juli feiert die Diöcese das Andenken ihres Patrones und Tausende wallen zu dessen Reliquien, neben welchen noch jene heiligen Gewande zur Schau gestellt sind, deren der Heilige sich bediente. Möge sein Andenken stets gesegnet seyn! —

Wir dürfen hier des Ehrenschmuckes nicht vergessen, den St. Willibald seinen Nachfolgern hinterlassen. Unter allen Bischöfen, die er geweiht und eingesetzt, war Bonifazius keinem so zugethan, wie dem Willibald. Er hatte ihn als Unterpfand des apostolischen Segens vom Pabste erhalten, und dessen segensvolle Verwaltung schien ihm besonderer Ehre würdig. Auf dem Concile zu Mainz 752, auf welchem Bonifazius gleichsam sein Testament hinterließ, traf er mit Zustimmung des Pabstes die Anordnung, daß Willibald und seine Nachfolger den ersten Rang unter den der Kirche zu Mainz unterstellten Bischöfen einzunehmen und bei Erledigung des erzbischöflichen Sitzes die Funktionen des Erzbischofs zu verrichten habe. Als Zeichen dieses Vorranges empfing Willibald den Ehrenschmuck das Rationale. Es ist dieß, ähnlich dem Pallium des Erzbischofes, ein kirchlicher Schmuck, den der Eichstättische Bischof an Hauptfesten über dem Meßgewande trägt; es besteht aus vier Purpurstreifen, von denen zwei über die Brust, die anderen über den Rücken hängen, und auf welchen die vier Cardinaltugenden in Gold gestickt, umgeben von goldenen Glöckchen, sich finden. —

§ 12.

Sankt Wunibald.

Die Geschichte nennt uns noch zwei Geschwisterte des hl. Willibald, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, weil sie den heiligen Bruder in seinem Wirken treulich unterstützten, Wunibald und Walburga.

Wunibald, ein Jahr jünger als sein Bruder, machte mit diesem die Reise nach Rom, wo er längere Zeit krank lag, was der Grund seiner schwächlichen Gesundheit auch später mag gewesen seyn. Nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst kehrte er in die Heimat zurück, um seine Verwandten gleichfalls zu einer Pilgerfahrt in die ewige Stadt zu bewegen, was ihm auch gelungen seyn muß, weil ihn Bonifazius hier trifft und mit sich in den apostolischen Weinberg führt. Nachdem Wunibald in Thüringen in den Orden des heiligen Benedikt getreten und zum Priester geweiht Vieles gewirkt hatte, folgte er dem Rufe seines Bruders, predigte drei Jahre an der nördlichen Vils, in

der Gegend um Amberg, ging dann zum hl. Bonifazius nach Mainz und kam wieder zu St. Willibald.

Im Sualafeld gab es Gegenden, wo das Christenthum noch wenig Eingang gefunden; eine solche (Heidenheim = Heimat von Heiden) wurde von den Brüdern auserſehen, ein Kloſter hier zu gründen. Bonifaz billigte das Vorhaben und im Jahre 748 traf man hiezu Anſtalten. Die Brüder kauften ein Stück Land, während fromme Gläubige das Fehlende dazu ſchenkten. Wunibald wurde Abt, und zeichnete ſich nicht blos durch ſegensvolle Leitung ſeiner klöſterlichen Familie aus, ſondern baute dem Herrn auch einen würdigen Tempel, weßhalb er ſpäter mit der Kelle in der Hand abgebildet, von mehreren Bauhütten als Schutzpatron verehrt worden. In ſeinem 58. Lebensjahre pilgerte er zu den Gebeinen des hl. Bonifazius, wurde dort aber von ſolcher Schwäche befallen, daß er wochenlange ausruhen mußte. Heimgekehrt erholte er ſich indeß und wollte ſeine letzten Tage in Monte Caſſino beſchließen, was ihm die Geſchwiſterte mißriethen. Doch ſeine Schwäche nahm zu, er ließ den Bruder zu ſich bitten, der auch am 18. Dezember eintraf, um ihm nach kurzer Unterredung auf immer das Auge zu ſchließen im Jahre 761. St. Willibald beſtattete den Bruder; da aber die Zahl der Verehrer ſich alle Jahre mehrte, ließ er die Kirche neu bauen, erhob am 24. September 777 mit einem Diakone und Prieſter den heiligen Leib, legte ihn in einen leicht tragbaren Sarg und ſetzte denſelben in der Kirche bei. Als die Ueberreſte der heiligen Schweſter 870 nach Eichſtätt gebracht, und die heiligen Gebeine St. Willibalds 1269 erhoben und im neuen Stifte beigeſetzt wurden, trug man jedesmal den heiligen Leib Wunibalds dorthin und dann nach Heidenheim zurück, wo ſie zur Zeit der Reformation verſchwanden.

§ 13.

Die heilige Walburga.

Nicht dem Manne allein iſt im Chriſtenthume die Aufgabe geworden, als Lehrer und Miſſionär an der Bekehrung der Völker zu arbeiten, auch die Jungfrau nimmt eine bedeutſame Stelle als Erzieherin ein. Noch nicht gar lange war St. Willibald Biſchof, ſo berief er ſeine Schweſter Walburga zur Leitung einer neuen Kloſtergemeinde nach Heidenheim. Dieſelbe, 711 geboren, reiſte mit anderen angelſächſiſchen Jungfrauen zum hl. Bonifazius, um durch ihn im Glaubenswerke verwendet zu werden. Im Kloſter Winburn erzogen, ohne jedoch Mitglied deſſelben zu ſeyn, trat Walburga in Thüringen in den Orden St. Benedikt, wo ſie der Ruf des Bruders traf. Ihr

frommer Lebenswandel ward bald im ganzen Landeskreise bekannt und zog eine immer größere Menge an, welche reichliche Opfer zur Förderung frommer Zwecke brachte. Gerne theilte die Heilige den Armen von dem Ihrigen mit. In der Nähe Heidenheims lag einst die Tochter eines Reichen im Todeskampfe, da erscheint eine Unbekannte, tröstet die Aeltern in ihrer Noth, betet vor der Sterbenden die Nacht hindurch und am Morgen erhebt sich diese frisch und gesund. Umsonst bieten die glücklichen Aeltern die reichsten Geschenke, jede Gabe verschmähend, zieht die Fremde von dannen, es war St. Walburga. Ihr Ansehen war so groß, daß St. Willibald derselben nach dem Tode des Bruders sogar die Leitung des Mannesklosters übertrug, und die Mönche gehorchten mit Ehrerbietung ihrer heiligen Vorsteherin.

Als ein Diener es einmal an Gehorsam fehlen ließ, wurde er wunderbar beschämt. Er sollte für Beleuchtung des Klosters während der Nachtzeit sorgen; dieß schien ihm überflüssig und er unterließ den Befehl der Heiligen. Da begab sich diese in's Gebet und bald ergoß sich ein wunderbarer Lichtglanz die Nacht hindurch im Kloster. 17 Jahre hatte die Heilige beide Klöster unter Gottes sichtbarem Segen geleitet, da kam für sie das letzte Stündlein. Am 25. Februar 779 empfing sie die heilige Wegzehrung und entschlief im Herrn; St. Willibald begrub sie neben dem Bruder. Im Jahre 870 wurden ihre Gebeine nach Eichstätt und 23 Jahre darauf ein großer Theil nach Monheim gebracht, wo sie zur Reformationszeit verschwanden. Als Bischof Heribert 1040 die heiligen Ueberreste in den Hochaltar der neuen Klosterkirche zu St. Walburg übertrug, zeigten sich die ersten Spuren des Oelflusses, wovon bei diesem Kloster die Rede seyn wird.

§ 14.

Land und Leute.

Nachdem wir die Patrone des Bisthums kennen gelernt und ihr segensreiches Wirken vernommen, müssen wir uns auch im Lande umsehen. Der edle Herzog Odilo war 748 gestorben und hatte Ruhe im Kloster Osterhofen gefunden. Sein Sohn Tassilo II., erst 6 Jahre alt, ward von seinem Oheime Pipin, der statt des nicht mehr wehrhaften Königs Childerich III. den Thron der Frankenkönige bestiegen, zur Erziehung übernommen, Baiwarien aber zur fränkischen Provinz gemacht. Im Jahre 757 erklärte Pipin auf der Reichsversammlung zu Campiegne den jungen Tassilo für wehrhaft, belehnte ihn mit dem Herzogthume und nahm ihm den Lehenseid ab; er war also Vasall des Frankenköniges.

Als Karl der Große, mit dem Tassilo am fränkischen Hofe erzogen wurde, den Thron seines Vaters bestieg, ließ er durch den Abt Sturm zu Fulda den Herzog fragen, wie er sich gegen ihn verhalten wolle. Tassilo antwortete, daß er sein Volk selbstständig regieren werde, sagte aber die Heerfolge zu, womit sich Karl, eingedenk der Jugendfreundschaft, begnügte, obwohl er als Lehensherr die Bestätigung der Regierungsakte Tassilos fordern konnte. Allein des Herzogs Gemahlin Luitberga, eine Tochter des Longobarden-Königs Desiderius, den Karl gestürzt, reizte aus Haß darüber Tassilo, Karl den Gehorsam zu verweigern. Schonend sandte der Frankenkönig im Einverständnisse mit dem Pabste zwei Abgeordnete an den Herzog, ihn an seine beschworenen Pflichten zu erinnern. Auf dem Reichstage zu Worms legte Tassilo nochmals Vasallen- und Lehenseid ab und stellte 12 Geiseln, allein kaum heimgekehrt, schloß er auf Drängen Luitbergens mit den Christenfeinden, den Avaren ein Bündniß, und seine Leute erschlugen in Trient den fränkischen Statthalter. Böses ahnend jedoch sandte er den Bischof Anno von Salzburg nach Rom, den Pabst Hadrian zur Aussöhnung zu vermögen; aber auch Letzterer mußte die Haltung des Eides fordern. Nochmals fordert Karl den Herzog in Worms zum Eide. Tassilo erscheint nicht, dafür aber der König mit drei Heeren bei Botzen, Pföring und am Lech. Als sich darüber seine Baiwaren unzufrieden zeigen, eilt Tassilo an den Lech, schwört nochmals und stellt seinen Sohn Theodo als Geisel. Doch Luitberga ruht nicht, und „wenn es zehn Theodone kostet," rief der aufgereizte Herzog, „ich will lieber sterben, als länger so leben." Wieder wiegelt er die Avaren gegen Karl auf, da endet dessen Großmuth; er beruft nach Ingelheim eine Reichsversammlung, Tassilo wird des Todes schuldig erklärt, statt dessen soll er ob des Eidbruches aber blos seines Herzogthumes entsetzt, und mit seinem Sohne Theodo in das Kloster Laurisheim verwiesen werden, was er sich selbst gewünscht. Bayern ward fränkische Provinz. Im Jahre 794 erscheint Tassilo auf einer Kirchenversammlung zu Frankfurt, bittet Karln um Verzeihung und entsagt für sich und seine Kinder auf Baiwarien. So hatte er seine Schuld gesühnt, und tief gerührt versichert ihn Karl der Vergebung. Ihm empfahl Tassilo seine Kinder, und Karl gab ihnen die Allodien, welche des Herzogs Eigenthum waren, zurück, und zeichnete sie durch Grafenämter aus. Gebhard erscheint als Edler, sein Sohn Ernst I. als Markgraf im Nordgau, dessen Enkel der hochgefeierte Held Luitpold ist. Der Sohn des Letzteren, Arnulph, wird nach dem Tode des letzten Karolingers, Ludwig des Kindes, 911 zum Herzoge gewählt, und so gelangte der erbliche Herzogsstab an die Agilulfen und zuletzt

an die Wittelsbacher wieder die Königskrone. Von Karl dem Großen müssen wir noch erwähnen, daß er den Rhein mit der Donau verbinden wollte; er ließ deßhalb einen Canal (fossa Carolina) graben, dessen Ueberreste noch bei dem Dorfe Graben unweit Treuchtlingen zu sehen, allein es kam nicht zur Ausführung. Karl war selbst gekommen, sich zu überzeugen, bei welcher Gelegenheit er im damaligen Kloster Wilzburg gastliche Aufnahme fand. Mehr als 1000 Jahre später kam das große Werk durch Ludwig I. zur Ausführung.

Mit dem Christenthume zog häusliche Ordnung, Segen und Wohlstand in das Land. Hatten im Schatten tausendjähriger Eichen Bären, Wölfe, Biber, Eber und selbst Auerochsen ihre Heimat gesucht, so gab es für den kühnen Jäger dadurch Gelegenheit zum Handel mit Pelzwerk. Getreidebau, Bienen- und Viehzucht beginnen jetzt zu blühen, an dem linken Ufer der Donau und auch an der Altmühl finden sich Weinberge (Weingesteig bei Eichstätt), besonderer Pflege erfreut sich der Obstbau. Wer einen Baum beschädigte, mußte einen andern setzen und den Eigenthümer in Geld entschädigen.

Treten wir in die Wohnung eines gemeinen Freien, so finden wir ein Haus mit Schindeln oder großen Steinen bedeckt, über dem Erdgeschosse ein Stockwerk, zu dem man von außen auf einer Leiter gelangt, daneben Stallung, Scheune, Schupfen, oft auch einen Saal zum Empfange der Fremden. Der Zaun, welcher die Felder umgibt, heißt Ezzis Zun, Saaten-Zaun. Die freundliche Hus Wirtinna (Hauswirthin) bedient uns mit selbstgebräutem Biere (Bior), sie ist eben beschäftigt, mit ihrem Gesinde aus Flachs oder Wolle Kleidungsstoffe zu fertigen. — Den edlen Baiwar (nobilis) dagegen treffen wir in einem Wohnhause von Stein, umgeben von den Wohnungen seiner Hintersassen (dienstpflichtigen Bauern, Handwerker und Leibeigene). Das ganze Land, daß er besaß, hieß Mark, Hofmark. War der Edelmann noch höheren Adels (illustris), so wohnte er in einer Burg, meist auf einer Anhöhe, wozu Römerthürme dienen mußten. Zahlreiche Dienerschaft, Hunde mit eigenen Wärtern, gut abgerichtete Falken mit einem eigenen Falkner geben einer Burg Leben. Der Adel besaß oft mehrere Güter, welche von Gliedern der Familie oder von eigenen Aufsehern (major, Maier) verwaltet wurden. Ein bemaierter Hof hieß mansus vestitus; ohne Maier mansus apsus.

Von alten Edelsitzen zeugen die Ortsnamen mit der Endung heim, z. B. Tagmersheim, Pappenheim = Heim oder Sitz des Dagomar, des Papo; die Endsylbe ding deutet auf eine Gerichtsstätte (noch in nördlichen Ländern Volksting), wie z. B. Greding; dagegen ing, auch baint eine Wiese im Alt-

deutschen bedeutet, weßhalb auch solche Ortschaften meist in Thälern liegen, z. B. Gumpolding = Wiesenland des Gumpold, Enkering (Enke = Junge, auch Anke = Ankering = Jungenwiese), Pfalzpaint = umfriedete Wiese am Pfahle; hofen (kofen), hausen oder ze then hoven, husen = zu den Höfen oder Häusern, z. B. Lippertshofen = bei den Höfen des Luitpold. Namen auf bach (bag, Hügel), berg, burg (buck bock im Volksmunde, z. B. Kipfenberg), eck oder stein deutete auf Burgen, z. B. Dollnstein, Kunstein = Burg des Tolo, des Kuno oder Kunz; der Ausgang cell oder zell = cella, Wohnung, z. B. Richolfscelle, jetzt Wasserzell, Wohnung des Richolfs.

Dem Stande und Range nach theilten sich die Bewohner: der Herzog und seine Familie (principes illustrissimi), der hohe Adel (viri illustres), der niedere Adel (nobiles) und die gemeinen Freien (liberi); ihnen zunächst sind die Barschalken (bar = frei, scale = Diener), die Freigelassenen (liberti) und die Leibeigenen (servi). Unter dem hohen Adel werden im alten Gesetze fünf Geschlechter besonders genannt: die Huosi zwischen Isar und Lech; das Haus Drezza von Inn bis Salzach; die Fagana in Vagan bei Aibling; die Hahilinga im Kelsgau (bei Pföring) und Donaugau und der Aniona in Südtyrol.

Frei war Jeder, der von freien Aeltern stammte und als Lehen oder volles Eigenthum ein Gut besaß. Ihm zunächst stand der Barschalk als persönlich frei, jedoch seinem Herrn zu gewissen Dienstleistungen verpflichtet. Die Leibeigenen waren rechtslos wie eine Sache; wurde ihnen die Freiheit geschenkt, so waren sie „frilaz“, Freigelassene, erhielten ein Grundstück zum Bebauen, durften für sich ein Handwerk treiben, mußten aber dem Herrn den Zehenten geben, für die Viehweide auf der Almende (gemeinsamen Weide) Etwas bezahlen und Frondienst aller Art für den Grundherrn verrichten. Die Ansäßigen unter den Barschalken hießen „Dienstbauern“. Es gab auch noch Mittelleute, freie Leute, welche freiwillig sich in den Dienst der Reichen begaben als Maier, Gutsverwalter. Der höhere Adel nahm dann aus dem niederen seine „Dienstmannen oder Ministerialen“ (Diener).

Die Regierung des Landes leitete der Herzog nach den mit den Landständen (Adel, Geistlichkeit und Freien) festgesetzten Bestimmungen, mit deren Vollzug die Grafen betraut waren (von grafo, auch grewn, gerefe = Richter, Vorsteher). Zu deren Erleichterung war das Land in Gaue (daher Gaü) abgetheilt, die meist den Namen von Flüssen oder Bächen hatten (Thungau = Donaugau, Kelsgau vom Kelsbach bei Pföring; Sulzgau bei Berching). Die Gaue waren wieder in Bezirke zu

100 Höfen (centum = hundert) und letztere in Gemeinden von 10 (decem) Höfen getheilt, daher Gau-, Zent-Graf (auch Hunteri, Zentenari, Zehnaniga, decani). —

Von den Gauen sind für uns bemerkenswerth: a) im Norden der Donau: Nordgau (im strengen Sinne bis Kastel), Riesgau (Nördlingen), Rangau (Weinberg und links der Wisseth), Sualafeld (vom Schwalbach, Monheim, Pappenheim bis Dollnstein), b) an den Ufern der Donau: Tunegawe (Egreil) oder Donaugau, Pergengau (Neuburg), Kelsgau (Pföring). — An den Gränzen oder Marken treffen wir oft Markgrafen; außerdem gab es Pfalzgrafen, welche die Stellvertreter der Kaiser in den Bezirken der Herzoge waren und bisweilen die Paläste (palatium) ihres Herren unter sich hatten (daher Pfalzgraf), und Burggrafen, welche die Burgen verwalteten.

Um Gericht zu halten und Streitigkeiten zu entscheiden, versammelten sich am ersten Monatstage die Freien unter dem Vorsitze des Gau- oder Zentgrafen, dem ein eigener Richter mit dem Gesetzbuche zur Seite saß. Der Ort hieß Mahlstätte (von mahel, mal = Versammlung). War der Verurtheilte mit dem Urtheile nicht zufrieden, so konnte er an eigens hiezu beeidigte Männer, und zuletzt an das Gottes-Urtheil (gotisurtail, ordalium) appelliren. Letzteres bestand im Zweikampfe, in der Probe mit siedendem (dessen Hand verbrannte, war schuldig) oder kaltem Wasser (wer untersank, war schuldig), oder mit glühendem Eisen (wer unversehrt darauf ging, war ohne Schuld), in der Kreuzprobe (wer die Hände zum Beten ausgespannt zuerst sinken ließ, unterlag), und in der Probe mit Brod oder Käse (wer solches, in ein Läpplein gewickelt, mit Unruhe, Husten ꝛc. genoß, war schuldig). —

Der Herzog saß wöchentlich einmal auf einem seiner Höfe zu Gericht. Nur drei Vergehen wurden mit dem Tode bestraft, ein Angriff auf das Leben des Herzogs, Verrath des Landes oder einer Stadt. —

Im Kriege führt der Zehnanige seine Mannen dem Zent-, dieser die Seinen dem Gaugrafen und letzterer seine Schaar dem Herzoge zu. Auf die Heereslitz oder Verlassen der Fahne war Todesstrafe gesetzt. — Noch lange sehen wir damals das christliche Volk an heidnischem Gebrauch halten; es tanzte und schmauste an Festen nach dem Gottesdienste, die dotisezzan (dadissa, Todten-Essen) ließ man sich nicht nehmen, das Johannisfest ward mit wilder Lust und Feuer auf allen Höhen gefeiert. Nur der Eifer der Bischöfe und weltlichen Gesetze konnte allmälig Abhilfe schaffen.

§ 15.

Lehen. — Sendgerichte.

Wir wissen bereits, daß bei deutschen Stämmen häufig Auswanderungen adeliger Geschlechter mit ihren Gefolgschaften stattfanden, und daß die eroberten Länder sodann vertheilt wurden. Auch der niedere Adel gab die Güter, welche er zu leihen (Lehen) bekommen, an seine Dienstmannen. Hatte der Herzog oder Fürst in eigener Familien-Angelegenheit einen Krieg (Fehde) zu führen, so mußte er besondere Leute haben, welchen er Geschenke oder Besitz in dem zu erobernden Gebiete versprach. Diese, das Gefolg oder Fehdeleute genannt, erhielten statt des Soldes liegende Gründe oder Höfe unter der Bedingung, dem Herrn den Vasalleneid, d. h. den Eid der Treue für jedes Aufgebot zu leisten, sie hießen liti, Getreue, fideles. Es wurden aber solche Lehengüter (feuda, von fe, fides, Treue) den Vasallen nicht erblich, sondern nur zum lebenslänglichen Gebrauche oder Sold eingeräumt, und so bekamen die Lehensherren eine stehende Lehensmiliz, die sich vom allgemeinen Heerbanne dadurch unterschied, daß zu letzterem der Wehrhafte nur in Gefahren des Vaterlandes, dagegen der Lehensmann seinem Herrn unbedingt folgen mußte. — Ein großes Gefolge vermehrte natürlich das Ansehen, und darum trachteten die reichen Adeligen, so viele Güter als möglich zu Lehen zu geben, und ihre Lehensträger bei Besetzung der Aemter zu bevorzugen. Dadurch suchten aber auch die Freien nach Lehen, und wählten sich oft auch auswärtige Fürsten. Bei Aufblühen des Christenthums gingen solche Lehen durch Schenkungen häufig auf bischöfliche Stühle oder Klöster über, wodurch sie zu großem Besitz gelangten, den sie selbst wieder zu Lehen gaben. Es ziehen gar oft Bischöfe und Aebte als Vasallen mit ihren Herren in den Krieg. Um in ihrem Besitze ungestört zu seyn, wählten sie sich dann mächtige Grafen und Fürsten zu Schutzvogten, advocati, die oft ihre Blutsauger geworden.

In dem ältesten Gesetzbuche vom Jahre 626 heißt es: Jeden ersten Tag des Monats oder am 15ten soll zur Untersuchung der Händel ein Gericht (placitum) gehalten werden, wozu bei Strafe alle freien Männer erscheinen müssen. An der Seite des Gaugrafen war der Richter mit dem Gesetzbuche. Der Herzog schickte einen Abgeordneten, Missum. — Zweimal im Jahre versammelte sich die ganze Nation, auch Bischöfe und Aebte, um über des Vaterlandes Wohl zu berathen. —

Weil den Gaugrafen zuweilen persönliche Rücksichten leiteten, gab man dem Missus einen Priester bei, der sich besonders der Unschuldigen anzunehmen hatte. Karl der Große stellte Aebte

und Bischöfe unter die Hofgerichte, und auch die niedere Geistlichkeit wurde unter Bischof und den Grafen gestellt. Um die gröberen Verbrechen, Aberglauben ꝛc. desto wirksamer aus dem Volke zu rotten, mußten die Bischöfe ihre Kirchensprengel bereisen, das Verhalten der Geistlichen und Gemeinden untersuchen und die Verbrecher mit geistlicher Buße bestrafen, welche entweder in Verrichtung von Gebet oder Entrichtung von Geld zum Besten der Armen bestand, auch bei größeren Verbrechen in Ausschluß von der Kirche und ihren Sakramenten (Exkommunikation). Wer innerhalb Jahresfrist nicht die Lösung von der Strafe oder Nachlaß suchte, und sich nicht besserte, den traf der weltliche Bann, er wurde vom Grafen geächtet, d. h. seiner Güter und Würden für verlustig erklärt. Diese Gerichte hatten also durch den Zusammentritt der Bischöfe (synodus) und die Centgrafen (Sendgerichte) eine kirchlich bürgerliche Einrichtung und Wirkung. Je inniger die Reue des Büßenden, je größer seine Bußwerke zur Versöhnung mit Gott und der Kirche, desto eher erhielt er Befreiung von der auferlegten Strafe. Der äußerlichen Versöhnung mit der Kirche mußte aber die innere mit Gott durch das reuige Bekenntniß der Sünden vorangehen.

Wenn Streitsachen der Unterthanen eines Bischofes oder Abtes vor dem Gaugrafen oder oft auswärts auszutragen waren, schickte es sich für diese nicht, ihre Leute selbst vor Gericht zu vertreten, sie wählten darum weltliche Leute, welche gegen Belohnung die Bürde der Vertheidigung auf sich nahmen, für die Angeklagten redeten und so gleichsam der Mund der Kirche waren, sie hießen Mundbürden, Verwalter, Stiftsvögte. Vor ihr Gericht kamen später alle Kirchenunterthanen und das Kirchengut selbst, dieß nannte man Real-Immunität, d. i. Freiseyn des Kirchengutes vom weltlichen Richter, wie es längst schon kirchliche Personen waren — Personal-Immunität. —

§ 16.

Nachfolger des heiligen Willibald.

Gar spärlich noch ist die Kunde, welche aus jenen Zeiten uns zugekommen, weßhalb wir uns oft mit bloßen Namen begnügen müssen.

St. Willibalds Nachfolger war Geroch 787—801; von ihm wird gerühmt, daß er aus edlem Geschlechte und reich begütert seine Besitzungen der bischöflichen Kirche schenkte. Er ließ über ein Evangelienbuch einen kostbaren Einband von Elfenbein, Gold und Edelsteinen fertigen und setzte den 7. Juli, den Sterbetag des hl. Willibald als Festtag ein.

Agan 801—819. Von ihm wissen wir blos den Namen.

Adelung 819—841; er erscheint auf den Concilien zu Diedenhofen 821 und zu Mainz 829, steht auf Seite Kaisers Ludwig des Frommen gegen dessen Gegner, und soll mit dem Fischerei-, Münz- und Jagdrecht den Titel Reichsfürst erhalten haben.

Altun 841—847; auf ihn folgt:

Otkar 847—870. Im Jahre 847 hält Erzbischof Rhabanus Maurus von Mainz, früher Abt in Fulda, eine Leuchte der Wissenschaft, ein Concil an seinem Wohnsitze, welchem Otkar anwohnt. Derselbe zieht bereits 857 als Vasall mit dem Frankenkönige Ludwig II. gegen den Mährenkönig, tauscht mit dem Bischofe von Regensburg unter Beistand seines Advokaten Wicpotus das heutige Bergen bei Neuburg und Egreil ein, und sandte seine Erzpriester Waltho und Adelung nach Heidenheim, um die Gebeine St. Walburgens und Wunibalds, welch letztere aber nach drei Tagen wieder zurückkehrten, nach Eichstätt zu bringen, 21. September 870. Eine solche feierliche Erhebung von Ueberresten geschah auf Verlangen des Volkes, und war die Erklärung, daß dem Heiligen öffentliche Verehrung erwiesen werden dürfe, während heutzutage eine solche nach Feststellung von drei genau zu prüfenden Wunderthaten durch den Pabst geschieht. — Um diese Zeit starb der heilige Deochar in seinem Kloster Herrieden. —

Gottschalk 871—882. Von ihm wissen wir sonst Nichts.

Erchanbold 882—912, stammend aus der Nachkommenschaft Karls des Großen, zog er dem Bischofe den Fürsten vor und machte aus dem Kloster einen Palast. Meist am Hofe des Königs Arnulph ging sein Streben dahin, sein Bisthum zum Fürstenthum zu erheben; auch am Hofe Ludwig des Kindes ist er zu treffen, welcher wegen seiner vielen Gnadenbriefe für Eichstätt das „Eichstätter Kind" hieß. Erchanbold erhielt von Arnulph die Abtei Hasenried (Herrieden), mit deren Gütern er sich Lehensträger schuf, nachdem er das Klosterleben aufgehoben und aus den Mönchen Chorherren gemacht hatte. Er war hiezu wohl genöthigt durch die Uebergriffe der Großen nach Kirchengütern; nur die äußere Gewalt eines Bischofes konnte solchem Uebel steuern. Um Schutz zu finden, unterstellt Luibilla, bisher Nonne zu Heidenheim, die eine bayerische Prinzessin gewesen seyn soll, ihre neue Klosterstiftung Monheim unter des Bischofes Schutz und verlangt, daß selbe nie ein weltliches Lehen werde. Die Stifterin glaubte ein Recht auf einen Theil der Gebeine St. Walburgs zu haben, und brachte es durch König Arnulph dahin, daß Erchanbold ihm im Jahre 893 einen solchen ausantwortet, der zu Monheim in einem mit Silber überzogenen Sarge zur Verehrung ausgestellt wurde, im Jahre 1542 aber verschwindet. — Erchanbold erhält das Recht, Eich-

stätt mit Mauern zu umgeben, verläßt Arnulph und empfängt dafür vom Könige Conrad die Reichsunmittelbarkeit. Als Freund der Dichtkunst und als besonderer Verehrer Walburgens entläßt er den Mönch Wolfhard von Herrieden aus dem Gefängnisse, wohin er denselben wegen Beleidigung gesperrt, weil dieser das Leben der Heiligen in Versen besungen. Er war eifrig im Studium der heiligen Schrift und verschaffte dem Domstifte eine Bibliothek. —

Udalfried 912—932, war königlicher Notar und wandelte ganz in den Fußtapfen seines Vorgängers, bedacht, den Glanz des Stiftes zu mehren. König Conrad erneuerte 918 die Privilegien, Märkte zu halten, Münzen zu prägen und Befestigungen anzulegen. Udalfried erhält für seine Person das Jagd- und Forstrecht in der Gegend von Eitensheim, Buchsheim, Makellohe, Pietenfeld und im Affenthale; sowie die Eichelmast oder Gäckerich. Im Jahre 932 soll eine Mohrin Planga bei Plankstetten eine Capelle gegründet haben, wovon das spätere Benediktinerstift den Namen erhalten hätte.

Starchand 932—966; ein Bayer, von dem wieder zur Macht gelangten Könige Arnulph ernannt, tritt zum Erzbisthume Salzburg, von welchem ihn König Otto trennt und nach Mainz stellt. An der Seite des heiligen Ulrich kämpft Starchand am 10. August 955 gegen die Ungarn auf dem Lechfelde, und wird verwundet aus der Schlacht getragen. In einem Immunitätsbriefe für Heidenheim und in Bestätigungsurkunden für Herrieden gibt Kaiser Otto I. dem Bischof den Titel: Celsitudo und Serenitas (Hoheit). —

Reginold 966—989, ihn umstrahlt Frömmigkeit mit Wissenschaft. Er hatte eine Legende des hl. Nikolaus verfaßt und zum Lohne dafür das Bisthum erhalten, verstand die lateinische, griechische und hebräische Sprache und war Einer der ersten Redner seiner Zeit, weßhalb man ihn einen zweiten Chrysostomus (Goldmund) nannte. Als berühmter Musiker förderte er am Dome den Kirchengesang, schrieb in Versen das Leben St. Willibalds und erbaute das Mittelschiff des Domes mit 14 Säulen.

Megingoz 989—1015, ein Graf von Graisbach, erhob die Gebeine St. Willibalds und setzte sie beim Vitusaltare bei, wo sie 267 Jahre ruhten. Er grollte seinem Vetter, dem Kaiser Heinrich dem Heiligen (1002—1024) wegen Errichtung des Erzbisthums Bamberg, willigte jedoch hiezu ein unter der Bedingung, daß zu seinen Lebzeiten dem Stifte Eichstätt Nichts entzogen werde.

Gundekar I. 1015—1019, auch Gunzo, der Sohn eines armen Küsters, war vom Kaiser Heinrich ausersehen zum Bischof

von Eichstätt und trat aus Dank einen großen Theil des Bisthums, nämlich Nürnberg sammt 45 Ortschaften an Bamberg ab. Daraus entstanden aber dem Bischofe viele Verdrießlichkeiten, denn Capitel und Vasallen zürnten ihm, und nur sein baldiger Tod beseitigte eine ernstere Wendung. Auf Heinrich aber machte dessen schnelles Ende einen solchen Eindruck, daß er zur Entschädigung den Ort Bilingriz (Beilngries) überließ, den Eichstätts Advokat, der Graf von Hirschberg, zu Lehen erhielt.

Walther, 1020—1021, unterzeichnete auf dem Reichstage zu Cöln das große Privilegium, wodurch Kaiser Heinrich der römischen Kirche alle früheren Schankungen und Freiheiten bestätigt. Er starb auf einer Reise nach Rom, wohin ihn der Kaiser gesendet, um den Pabst von dessen Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Heribert 1022—1042, ein Graf von Rothenburg an der Tauber, hatte seine Erziehung in Würzburg genossen, und wurde wegen seines Anstandes, ob seiner Dichtkunst und Sprachkenntniß als Einer der Gebildetsten seiner Zeit gehalten. Er sorgte mit Eifer für den Glanz der Domschule, welcher ein Eichstätter, Meister Gundram, vorstand, verminderte die Zahl der Canoniker von 70 auf 50, indem er ihnen Pfarreien gab, und faßte den Plan, die Domkirche neu herzustellen und sie sammt Kloster weiter gen Osten vorzurücken. Er ließ den östlichen Theil einreißen, neue Mauern aufführen — aber sie fielen ein und bei seinem Tode lag die Kirche in Schutt. Lange berieth man wegen des Klosterbaues, da entwendete ein Dieb im heiligen Kreuzkirchlein, jetzt St. Walburg, einen in Silber gefaßten Armknochen dieser Heiligen und einen goldenen Kelch, was man im Steingeklüfte oberhalb des Willibaldsberges fand. Heribert entschloß sich, hier zur Ehre St. Peters und St. Bartholomä, an dessen Tage man den Fund gemacht, Capellen und für sich und seine Canoniker eine Wohnung zu bauen — Anfang der Willibaldsburg. Um sich für den Verlust an Bamberg zu entschädigen, suchte er sein Bisthum nach Nürnberg zu verlegen, starb aber zu Freising am 22. Juli 1042.

Gottsmann 1042, ein Bruder Heriberts, war dessen Nachfolger, weihte die St. Walburgiskirche, erkrankt und stirbt am 17. Oktober 1042.

Gebhard II. 1042—57, später Pabst unter dem Namen Victor II., ein Graf von Calwe, wegen seiner Kenntnisse der Vorzüglichste seiner Zeitgenossen genannt. Kaiser Heinrich trug Bedenken, den erst 24jährigen Jüngling auf den bischöflichen Stuhl zu erheben, welches ihm der Erzbischof von Mainz mit der Weissagung benahm, daß der Kaiser demselben noch mehr geben werde. Nicht leicht ist eine Zeit für Eichstätt glänzender

gewesen, als die damalige, denn der päbstliche Stuhl und 12 Bisthümer in Deutschland waren mit Hirten besetzt, welche aus der Zahl der Domherren Eichstätts hervorgegangen. — In den geheimen Rath des Kaisers Heinrich III. aufgenommen und an die Spitze der Geschäfte gestellt, erscheint Gebhard auf den Concilien zu Mainz 1049 und Bamberg 1052. Beim Tode des Pabstes Leo IX. sandte ein Theil der Cardinäle den Subdiakon Hildebrand, nachmaligen Pabst Gregor VII., nach Deutschland und verlangte vom Kaiser den Bischof von Eichstätt zum Pabste, welche Würde derselbe auf dem Reichstage zu Regensburg 1053 ungern mit den Worten übernahm: „Der Kaiser gebe Gott, was Gottes ist." Er bestieg unter dem Namen Victor II. den päbstlichen Stuhl und begann sogleich den Kampf gegen das Grundübel jener Zeit in der Kirche, gegen die Käufer und Verkäufer von Kirchengütern. Solche Strenge läßt die Italiener auf Mord sinnen. Einst bei der heiligen Messe mischt sein Diakon Gift in den Kelch, doch als der Pabst die Consekrationsworte spricht, da sinkt der Diakon ohnmächtig zu Boden, gesteht sein Verbrechen und Viktor verzeiht großmüthig dem Frevler. Als der Kaiser stirbt, übernimmt er die Sorge für Kirche und Reich, das er auf dem Reichstage zu Cöln 1057 dem jungen Könige Heinrich IV. sichert. Willens nach Rom zurückzukehren stirbt Victor plötzlich zu Florenz; er hatte das Bisthum Eichstätt beibehalten und durch einen Stellvertreter regiert. Als Andenken an ihn stehen die beiden Domthürme zu Eichstätt, die er erbaut. — So war also ein Nachfolger des hl. Willibald berufen gewesen, die Kirche Gottes zu regieren und das Erbtheil Petri, den Kirchenstaat, zu verwalten. Das Bestehen des letzteren beschäftiget unsere Zeit, und es möchte zum richtigen Verständnisse für Katholiken am Orte sein, die Geschichte desselben zu vernehmen.

§ 17.

Der Kirchenstaat.

Durch alle Geschichtsbücher geht die Annahme, als habe Karl der Große den Kirchenstaat gegründet, dem ist aber nicht so.

Arm an und für sich hatte der göttliche Meister seine Apostel ausgesandt in die Welt, aber sie waren reich, indem er sie an die Liebe der Gläubigen gewiesen. Freudig kamen diese und legten den Erlös ihrer Güter zu den Füßen der Apostel nieder. So kam die Kirche in Jerusalem bald zu beträchtlichem Vermögen, so daß zu dessen Verwaltung 7 Diakonen bestellt werden mußten. Wenn der Landpfleger Felix auf den Apostel

Paulus Rücksicht nahm, so setzte er voraus, daß demselben bedeutende Mittel zu Gebote standen. Auch zu Rom gelangte die Kirche bald zu Vermögen; viele Gläubige hatten hier ihre Häuser zu Kirchen weihen lassen, und gaben an sie auch ihren Grundbesitz. Dieser war ihnen nun Gottes Eigenthum und lieber litten sie den Martertod, als daß sie Kirchengut an die Tyrannen auslieferten. Als die Verfolgung aufhörte, gab ein Dekret Kaiser Constantins die der Kirche entzogenen Güter zurück; er selbst blieb nicht zurück. In allen Theilen des Reiches, in Italien, Sicilien, Griechenland, Afrika, Aegypten und Syrien beschenkte er die römische Kirche mit bedeutenden Einnahmen aus Balsam, Weihrauch, Gewürzen und feinen Oelen mit einem Jahresertrage von 35000 Goldstücken. Diese Güter hieß man patrimonium oder Erbtheil Petri. Unter Pabst Gregor dem Großen (590—604) war das Gebiet der Kirche größer als heutzutage, jedoch bildete es kein geschlossenes Ganze; seine Verwaltung führten Geistliche. Als die Herrin so ausgedehnter Besitzungen war es Aufgabe der Kirche, das Loos unzähliger armer Sklaven dadurch zu verbessern, daß sie ihnen die Freiheit schenkte; sie verwendete ihren Reichthum als Mutter der Armen und Trösterin der Betrübten für diese. — Bei solchem Besitze war der Nachfolger des hl. Petrus den Reichsten des römischen Adels gleich, er trat bald an die Spitze des Senates und gelangte zu unumschränkter Gewalt. Als Leo III. statt der Krone der alten Imperatoren die neue christliche Kaiserkrone auf das Haupt Karls des Großen setzte, verlangte er von ihm, die Rechte und Freiheiten der Kirche zu schützen und Karl garantirte den Besitzstand, einschließlich der Provinzen Aemilien und Pentapolis (Exarchat), welche sein Vater dem Longobarden-Könige Desiderius abgenommen und dem Stuhle Petri geschenkt hatte. Karl selbst fügte wenig hinzu. Aus jenen Zeiten nun stammt der Kirchenstaat, er ist älter als alle Fürstenthümer und Königreiche und der Herr hat ihn auffallend geschützt, damit der Pabst ohne Beeinflussung und Menschenfurcht die Kirche leite. Als die Päbste in Avignon 1308 regierten, standen sie unter dem Einflusse der fränkischen Herrscher und man nennt dieß mit Recht die 70jährige babylonische Gefangenschaft. Nur ein freier Pabst ist ebenbürtig den Großen der Erde und kann ungehindert Jeden an seine Pflicht mahnen. Der Staat, den er verwaltet, ist nicht sein, sondern Eigenthum aller Katholiken, die hierin das Walten der Vorsehung erkennen.

§ 18.

Gundekar II.

Am 17. Oktober 1057 hielt der Nachfolger Bischofs Gebhard seinen Einzug in die Domkirche zu Eichstätt; es war Gundekar II., Hofkaplan der Kaiserin Agnes, der Mutter des Kaisers Heinrich IV., der vor Kurzem erst Domherr geworden. Seine Bildung hatte er von Jugend auf in Eichstätt genossen, war verwandt mit dem Bisthums-Adel, der über seine Erhebung jubelt, wahrscheinlich ein Edler von Tolenstein, der sich aber nicht anders nannte als „Gundekar der Sünder". Nachdem er am kaiserlichen Hofe zu Tribur den Ring und zu Speyer den Stab erhalten, wurde er zu Pölte in Gegenwart der Kaiserin, welche die Kosten trug, und Cardinals Hildebrand, ferner 14 Bischöfe, des Eichstätter Adels und Clerus geweiht. Heiliger Eifer für die Ehre Gottes zeichnete seine Regierung aus; er weihte nicht weniger als 126 Gotteshäuser. Als sein erstes Werk galt ihm die Vollendung der Domkirche, in der er sich in der St. Johanniskapelle, jetzt Dompfarrsakristei, sein Grabmal erbaute, dem er all seine Einkünfte zuwandte. Als Domdechant Woffo starb, sorgte er für besseres Einkommen seiner Untergebenen am Dome, indem er denselben den Genuß der Pfründe des Verstorbenen zuwendete. Zur würdigen Verwaltung ihres heiligen Amtes gab er seinen Geistlichen eine genaue Vorschrift und hinterließ sein Pontifikale, d. i. Lebensgeschichte und Bildnisse seiner Vorfahren. Seiner Grabkapelle schenkte er ein Brustkreuz, 280 Kronen schwer, das er täglich bei der heiligen Messe trug. Große Stürme nahen; Gundekar sollte sie nicht mehr erleben; Gott nahm ihn zu sich am 2. August 1075, und zwar 8 Tage nach seinem 56. Geburtstage. Er war wohlthätig gegen die Armen, die er jeden Freitag mit der umgehenden Pfründe speiste. Im engen Verkehre mit dem Königshofe war es ihm leicht, seiner Kirche Güter zu gewinnen, aber Gundekar verschmähte es, sich hierdurch abhängig zu machen. Mitten im Glanze der Welt, im besten Mannesalter, baute er sich seine Ruhestätte. Sein erster Vorfahrer unter den Bischöfen ist ein Heiliger, auch er will es werden. Während sonst dieselben an Hofgelagen sich finden, ist er in seiner Diöcese um Gottes Verherrlichung bestrebt; und darum folgte ihm bald die öffentliche Verehrung in's Grab. Bischof Philipp erhob am 14. September 1309 die heiligen Ueberreste und der Zudrang des Volkes war so groß, daß die Erhebung erst Tags darauf stattfinden konnte. Es hatten nämlich kurz vorher ein Mädchen von 13, eine Frau von 30 Jahren und ein Kind von Kaldorf

wunderbare Heilung am Grabe Gundekars gefunden. Als hierher eine große Menschenmenge bis zum Kirchweihfeste wanderte, ackerte ein Bauer von Mörn eben auf dem Felde, und dachte — wie er eidlich erhärtete — „was haben doch die Eichstätter erfunden, um sich Geld zu machen.“ In diesem Augenblicke war er blind. Er begann zu beten und Gott um Verzeihung zu bitten, gelobte gleichfalls nach Eichstätt zu wallen und ward wieder sehend. Dadurch stieg die Verehrung noch mehr, so daß Kaiser Ludwig der Baier im Jahre 1316 mit seinen Gütern zu Egweil und Nassenfels zur Gundekarskapelle ein ewiges Licht stiftete. Als die Schweden 1634 die Stadt plünderten, öffneten sie auch dieß Grab, ließen es aber unversehrt, als sie keine Schätze fanden. Die Säkularisation verwies die ehrwürdigen Ueberreste ohne Sang und Klang aus der Grabesstätte zu dem Altar der 14 Nothhelfer, wo sie heute noch im steinernen Sarge, zuweilen mit Blumen bekränzt, Verehrung finden.

§ 19.

Die Pfarreien.

Wir haben gehört, daß der hl. Gundekar eine Menge neuer Kirchen geweiht, was nähere Erklärung nothwendig macht.

Nicht blos das Kloster des hl. Willibald zu Eichstätt, sondern auch die klösterlichen Stiftungen zu Solenhofen, Heidenheim und Herrieden waren die Pflanzschulen für junge Priester und zugleich Missionsstationen für Belehrung des Volkes geworden. Dieß geschah, indem die Priester vom Kloster aus die zerstreut oder gemeinsam wohnenden Gläubigen auffsuchten, und für ihren Gebrauch meist hölzerne Kirchen bauten. Als sich das gemeinsame Leben in den Klöstern lockerte und dieselben zu Stiftern umgewandelt wurden, in welchen die Chorherren für sich lebten, gingen viele Mönche freiwillig oder, wie wir von Heribert wissen, gezwungen auf einzelne Pfarreien, woselbst sie ihren Unterhalt vom Kloster bezogen. Auch hier führten sie eine klösterliche Lebensweise, ihr Haus, cella, war dem Zutritte der Frauen verboten, sie beteten zur Nachtszeit und zu bestimmter Stunde die priesterlichen Tagzeiten, unterrichteten Knaben im Kirchendienste, erschienen nur im geistlichen Gewande und hatten kein Eigenthum; was sie geschenkt erhielten, gehörte der Kirche. Dagegen durfte Niemand in anderer als seiner Pfarrkirche Messe hören und an Weihnachten, Ostern und Pfingsten war gemeinschaftliche Communion, zu Anfang der vier Jahreszeiten und in der Bittwoche Fasttag.

Mochten nun Kriege die bisherigen Kirchen zerstört haben, oder die Nothkirchen aus Holz schadhaft geworden seyn, so ist

noch der Grund zum Erbau neuer Gotteshäuser auch in den Stiftungen des Adels zu suchen, der um jene Zeit aufblühte.

Wir wissen, daß Gundekar dem Eichstätter Adel angehörte, darum dessen Freude über seine Wahl. Zur Feier des ersten Osterfestes ladet er den ganzen Adel der Umgegend ein. Unter den Domherren sind Familienglieder der Abensberge, Hirschberge, derer von Graisbach, Truhedingen, Oettingen, Dollnstein und Morsbach; alle wollen an ihren Edelsitzen auch geistliche Pfründen haben. Wer eine Kirche gestiftet, erhielt den Kirchensatz, d. h. das Recht, den Priester hiefür zu ernennen. Dem Eifer des Adels folgten solche Gemeinden, in denen Edelsitze nicht waren. Indem sie zu Gottes Ehre Hand anlegten, eine Kirche und Wohnung für den Priester zu bauen, gaben sie diesem — weil sein Unterhalt nach den Kirchengesetzen vorerst gesichert seyn mußte — entweder den Zehent, wie Karl der Große bestimmte, oder so viele Grundstücke (Widdum), daß er davon seinen Unterhalt bestreiten konnte. Gewöhnlich bemaierte ein Bauer, Widdumsbauer oder Widdenbauer, dieselben gegen ein bestimmtes Reichniß an den Geistlichen. Alles dieß geschah in der Freude, in Gottes Nähe wohnen, jeder Zeit der göttlichen Gnadenmittel theilhaftig und einst in geweihter Erde ruhen zu können. Wie Manchen ist jetzt jede Arbeit zur Ehre Gottes eine Last! Man erzählt, ein Bäuerlein sollte einst Spanndienste zum Gotteshause leisten. Weil dieß Schaarwerk war, wollte er seinen zwei jungen Rößlein nicht viel aufladen; doch diese zogen das Wenige nicht, — es half kein Dareinschlagen. Da sprach ein alter Mann: „Lad' mehr auf, es gehört für Gott;" er that's und die Pferde zogen muthig an. Sey nicht zu karg, wenn es Gottes Ehre gilt!

§ 20.

Fortsetzung der Bischöfe.

Wir haben mehrmals den Namen des Cardinals Hildebrand genannt, der nach dem Tode Alexanders II. den päbstlichen Stuhl im Jahre 1073 unter dem Namen Gregor VII. bestieg. Niedrige Habsucht hatte sich damals in die Kirche eingeschlichen, und unwürdige Subjekte zehrten oft von deren Gütern. Kauf und Verkauf von kirchlichen Aemtern war an der Tagesordnung. Ferdinand von Arragonien verkaufte das Bisthum Tarent an einen Juden, der seinen Sohn für einen Christen ausgab. Nach dem Beispiele der Großen gab auch der niedere Adel die Pfründe, auf die er rechtlich wegen Stiftung des Benefiziums den Pfarrer ernennen durfte, an den Meistbietenden. So füllte sich das Heiligthum der Kirche mit unwürdigen Dienern, auf welche die

Gemeinde kein Zutrauen haben konnte, und die selbst ihr Amt als Eindringlinge entweihten. Dadurch ward alle Zucht gelöst, und zuletzt das Uebel deßhalb am schrecklichsten, weil die Geistlichen sich verheiratheten und nun ihre Kinder um jeden Preis wieder in geistliche Pfründen einschoben. Schon die Päbste Leo IX., Viktor II. und Nikolaus II. hatten gegen solche Uebel gekämpft. Gregor VII. bestimmte nun auf der Synode zu Rom: „Wer aus der Hand eines Laien ein Kirchenamt annimmt, soll abgesetzt, und der es ihm überträgt, soll mit dem Banne bestraft werden." Die verehelichten Geistlichen mußten entweder ihre Pfründen aufgeben, oder ihre Weiber entlassen. Die Ehelosigkeit der Priester war in der abendländischen Kirche vom Anfange an, denn dadurch sollte der Diener der Kirche nicht blos seinem Ideale, seinem Herrn und Meister in Reinheit nachfolgen, sondern er sollte hiedurch von allen Banden an die Welt losgekettet, ein Vater Aller, insbesondere der Armen und Nothleidenden seyn, und furchtlos in Gefahren und Seuchen in den Tod gehen. — Gregor hatte das Uebel an der Wurzel angegriffen; so viele Einnahmequellen aber versiechten dadurch für die Verkäufer der Kirchengüter, und es wäre zu wundern gewesen, wenn die Feinde des Pabstes sich nicht gerührt hätten. Es entspann sich also ein heftiger Kampf, dessen Ausgang Gregor VII. nicht mehr erlebte. Er starb am 25. Mai 1085 in der Verbannung, vertrieben von seinen Widersachern, mit den Worten: „Ich habe Gerechtigkeit geübt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich im Elende." — Kein Name ist je von den Geschichtschreibern so in den Staub herabgewürdigt worden, als Gregor VII., den die Kirche als Heiligen verehrt, bis seit wenigen Jahrzehnten ihm eine vorurtheilsfreie Forschung Gerechtigkeit widerfahren ließ. Welche Grausamkeit und Herabwürdigung der kaiserlichen Würde suchte man in der Buße Heinrichs IV. zu Canossa. Man übersah dabei aber, daß Heinrich nicht um des Pabstes, sondern seinetwillen, weil der Reichstag von Tribur am 16. Oktober 1076 ihm eine Jahresfrist zur Aussöhnung bei Verlust des Reiches gesetzt, gekommen und unter den Versicherungen ernstlicher Reue um jeden Preis Lösung des Bannes verlangte, die er erhielt, nachdem er drei Tage im zweiten Hofraume des Schlosses Canossa in einem grobwollenen Büßergewande gestanden. — Der Streit, Investiturstreit, dauerte noch bis 1122, und endete mit einem Concordate Callixtus II. und Kaisers Heinrich V., in welchem festgestellt wurde, daß Ring und Stab, Wahl und Weihe des Bischofes von der Kirche, dagegen das Leben oder die Einkünfte von dem Kaiser gegeben werde. So erlangte die Kirche den Frieden. In diesem schweren Kampfe standen nicht alle Bischöfe auf Seite des Pabstes, gar

viele hielten ihren Lehenseid höher als den, welchen sie dem Oberhaupte der Kirche geleistet. Dieß sehen wir an Gundekars Nachfolger Ulrich 1075—99, er huldigt dem Gegenpabste Clemens III., den Kaiser Heinrich dem rechtmäßigen Gregor VII. entgegengestellt hatte, und empfing dafür das Jagdrecht (Wildbann) am Rudmannsberge und im Sulzgau, d. i. von Eichstätt über Seuversholz, Ettenstatt, Laibstatt, Thalmessing, Griesbach und Biberbach bis zur Altmühl. Es war wohl eine höchst traurige Zeit: zwei Päbste, zwei deutsche Könige, meistentheils zwei Bischöfe für ein Bisthum, standen einander gegenüber. — Eberhard 1099—1112, war ein Sohn des Markgrafen Otto von Schweinfurt, trat in die Fußtapfen seines Vorfahrers. Heinrich IV. war durch Pabst Paschal II. auf dem Schlosse zu Ingelheim zur Abdankung genöthigt und seinem Sohne Heinrich V. die Regierung übergeben worden. Da zog in Folge des Reichstages von Mainz eine Gesandtschaft nach Rom, um den Pabst zur Beilegung des Streites in Deutschland zu vermögen, unter ihr war Eberhard. Am 1. Mai 1108 erscheint er mit Chorbischöfen zu Nürnberg, und stirbt am 6. Januar 1112 als der Letzte seines Geschlechtes. Ulrich II. 1112—25, ein Graf von Bogen, findet sich nicht auf dem Concile zu Worms im Jahre 1122, auf welchem der Investiturstreit beigelegt wurde. Er gestand seinem Capitel das Recht zu, den Erben zur Deckung der Ansprüche an den Nachlaß eines Capitularen ein Jahreseinkommen nach seinem Tode zu belassen, und brachte Güter von Hebing und Meckenlohe an das Hochstift. In diese Zeit mag die Theilung des Kirchengutes zwischen Bischof und Capitel fallen, das sich einen eigenen Verwalter, Probst, wählte. In Folge einer Mißärnte entstand im Jahre 1125 Theuerung und Pest, der auch Ulrich am 5. September erlag. Gebhard II. 1125—49, ein Graf von Hirschberg; er war ein Bischof, dem Nichts mehr am Herzen lag, als das Wohl seines Bisthums, bemüht, die Folgen zu verwischen, welche die unheilvolle Verwirrung Deutschlands auch in seine Diöcese gebracht. Er bestellte sich einen Weihbischof, der in seiner Abwesenheit bischöfliche Funktionen vornehmen sollte. Diese Weihbischöfe wurden oft aus der Zahl der Landdekane gewählt, so Bernhard Pillhammer, Pfarrer zu Weissenburg † 1475, Jakob Rauschauer zu Polenfeld † 1497. Unter Gebhard werden die Klöster zu Plankstetten und Abenberg gegründet, und in Heidenheim neue Zucht hergestellt; er starb am 17. März 1149.

Zwei Parteien hatten sich im Domkapitel gebildet, die eine strebte nothwendige Verbesserungen in der Kirche an, während die andere, Adelspartei, an den Verhältnissen vor Gregor VII., gelüstend nach Kirchengütern, festhielt; letztere brachte auf den Bischofsstuhl:

Burkard 1149—53, einen Mann ohne Talent und Geld. Statt Mönche nach Heidenheim zu berufen, wie ihm der Pabst befohlen, vergabte er die erledigten Canonikate an Kinder der Adeligen, die oft noch nicht mündig waren. Seine Gegenpartei erhob gegen seine und des Adels Willkür Beschwerde in Rom, und schickte eine Gesandtschaft nach Lukka, den Leib des hl. Richard zu begehren. Sie bekam aber nur unbedeutende Reliquien, die ihr Führer Ilsung, Pfarrer zu Otting, der persönlich auch auf sein Canonikat in Heidenheim zur Neugestaltung des Klosters verzichtet hatte, mit nach seinem Wohnsitze brachte. Der Bischof von Bamberg erhielt von Rom den Auftrag, in Heidenheim die eingedrungenen Canoniker zu entfernen und Benediktiner einzuführen, wofür Ilsung, der solches beantragt hatte, die Rache des Adels, besonders der Grafen von Oettingen traf, die über Ilsungs Besitzungen herfielen, und denselben in tiefster Armuth verjagten. Burkard wurde auf dem Concile zu Mainz im Jahre 1153 abgesetzt und starb auch gleich darauf. Ihm folgte:

Conrad von Morsbach 1153—71, welcher wohl auf letzterm Concile zur bischöflichen Würde gelangte. Ein besonders befreundeter Rath des Kaisers Friedrich I., genannt Rothbart, stiftete er mit diesem das Kloster Rebdorf, in dem er am 13. Januar 1171 Ruhe fand.

Egilolf 1171—82, litt stets an Podagra und resignirte 1182, nachdem ein Schlagfluß Zunge und rechten Arm ihm gelähmt.

Otto 1182—95, war zu Stopfenheim aus der Familie Seckendorf geboren, und vorher Domprobst. Gleich Gundekar II. ist er voll Eifer, weiht 105 Kirchen, und nimmt Bedacht auf Errichtung von Klöstern, damit durch sie die Verächtung Kaisers Heinrich IV. und die Verweltlichung der Geistlichen ausgeglichen werde, wozu sich der Adel des Bisthums willig und freigebig zeigte. Von ihm stammen auch meist die neugeweihten Kirchen jener Zeit.

Hartwich 1195—1223, ein Graf von Hirschberg und Verwandter Königs Philipp, gestattet der Stadt Eichstätt jährlich Messe oder Jahrmarkt zu halten. Als Erzkanzler begleitet er Philipp an alle Hoflager, und nimmt mit ihm im Jahre 1215 das Kreuz. In diese Zeit fällt die Entstehung des Ordens des hl. Franziskus und Dominikus, jener vorzüglich dem Gebete und der Betrachtung, dieser dem Predigtamte gewidmet. Hartwich stirbt am 2. Mai 1223 und ruht in Rebdorf.

§ 21.

Die Heilthümer.

Dem Christenherzen waren von jeher jene Stätten heilig, wo der göttliche Meister gelitten. Es ließen sich dort darum schon frühzeitig fromme Christen, wie St. Hieronymus, St. Paula nieder, und Tausende wallten in den ersten Jahrhunderten dorthin. Als die seldschuckischen Türken aber 1073 das heilige Land eroberten, die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem in eine Moschee (türkische Kirche) und die Kirche der Auferstehung in einen Stall verwandelten, war der Zutritt zu diesen Orten schwer, und oft nur mit viel Geld oder unsäglichen Mühen zu erringen. Auf die Kunde hievon erhob sich mehrmals das christliche Abendland, und schickte seine tapfersten und edelsten Krieger zur Eroberung ab. Heilige Begeisterung erfaßte Hoch und Nieder, Alles drängte sich, das Kreuz (Kreuzzüge, Kreuzfahrer) auf die Schulter zu heften, und den Wallfahrtszug mitzumachen. Entbehrungen und Zwietracht rieben die schönsten Heere auf, und nach unsäglichen Anstrengungen erobert Gottfried von Bouillon die heilige Stadt am 15. Juli 1099, um schon am 18. Juli 1100 dem Gifte der Türken zu unterliegen. Hätte damals die vereinte Kraft des Abendlandes die Türken besiegt, nie wären sie später bis zu den Thoren Wiens vorgedrungen; diesen Hauptfeind des Christenthums im eigenen Lande zu besiegen, war die Absicht der Päbste. So viel Blut und Leben diese Kreuzzüge gekostet, sie sind auch die Veranlassung zu unendlich vielen frommen Stiftungen, zur Freigabe von unzählbaren Leibeigenen. Hatten viele Kreuzfahrer große Schuld auf sich gewälzt durch unordentliches Leben, ihre Buße inmitten der Entbehrungen und Angesichts des bevorstehenden Todes mag sie mit der göttlichen Gerechtigkeit versöhnt haben! Auch aus Eichstätts Adel sind Viele mit dem Kreuze gezogen, so unter König Conrad die Hirschberge, die von Töging, Greding, Fribertshofen mit 100 Reitern und 300 Fußknechten, von denen nur allein Gebhard von Hirschberg wiederkehrt. Mit Kaiser Friedrich zieht Hadebrand von Bfrundorf (Pfraundorf) dorthin.

Wer kehrt von einer Gebirgsreise heim, ohne sich ein Alpenröslein oder Edelweiß zum Andenken mitgenommen zu haben? So brachten auch die Kreuzritter und die Pilger nicht blos die Kunde von den Thaten heiliger Christen des Morgenlandes, z. B. der hl. Margarita, sondern auch heilige Andenken (Heilthümer) mit in die Heimat zurück.

Besondere Verehrung genoß das Kreuz des Herrn, daher der Wunsch, ein Stücklein desselben zu besitzen. Da aber der

Verlangenden zu viele waren, und nur Fürsten und Könige oft in den Besitz eines ächten Kreuzpartikels gelangten, begnügte man sich, ein anderes Holz an jenem des Kreuzesstammes zu berühren, und zollte ihm gleiche Verehrung; daher die vielen Reliquien des heiligen Kreuzes. Außerdem waren es die heiligen Marterwerkzeuge, Dornenkrone, Nägel, die Kleider der seligsten Jungfrau u. s. w., welche hoch geehrt wurden, und diese verdienen es, wenn ihre Aechtheit durch eine Bestätigungsurkunde (Authentik) vom hl. Stuhle dargethan ist. So machte Pabst Pius IX. dem höchstseligen Könige Max II. ein Stück vom Kleide Mariens zum Geschenke, das jetzt in der Kapuzinerkirche zu München aufbewahrt ist; so hat das Stift zum heiligen Kreuz in Donauwörth einer Reliquie desselben sein Entstehen zu verdanken; in Nassenfels befand sich ein Stück vom Steine, auf welchem Maria bei der Engels-Verkündung betete, in Polenfeld waren bis zur Zerstörung durch die Hessen 1552 namhafte Heiligthümer, die zu Zeiten dem Volke zur Verehrung ausgesetzt wurden, im Dome zu Eichstätt ist noch ein Dorn aus der Krone Christi.

Auf dem Berge Sion war eine Grotte oder Höhle mit vier Steintischen (mensae Domini), auf welchen der Herr soll öfters gespeiset haben. Die Pilger nahmen davon und nannten sie Reliquien vom Tische des Herrn, also nicht vom Abendmahltische. — Von der Stätte, wo einst die Juden beim Einzuge des Herrn die Palmen abgebrochen, nahmen auch die Wallfahrer und hießen sie Palmen vom Einzuge des Herrn. — In Betlehem nahm man von dem Orte, wo Christus in der Krippe lag, einen Strohhalm und nannte ihn die Reliquie vom H e u, auf welchem Jesus lag. — In der Nähe Betlehems standen Oelbäume, unter welchen die Hirten gestanden, als ihnen der Engel erschien. An den Wänden der dortigen Höhlen findet sich ein m i l c h w e i ß e r S t o f f, den die Bewohner als Arznei genießen und „Liebfrauen-Milch" nennen. In Jerusalem zeigte man einen Weißdorn, von dem die Dornenkrone geflochten gewesen; eine Reliquie davon war gleich jener heilig. Beim Kloster des heiligen Kreuzes in Jerusalem zeigt man den Ort, von dem der Kreuzesbalken genommen; die Bäume daselbst hießen lignum Domini, Holz des Herrn, sie galten auch für Kreuzpartikeln. — Auf Sinai nahm der Pilger von dem Thau, Manna, zum Andenken an das B r o d in der Wüste. Ebendaselbst ist ein Gesträuch, von dem Moses sich den Stab geschnitten, eine Reliquie hieß vom Stabe Mosis. — All diese Gegenstände haben für den Katholiken nicht an und für sich eine Bedeutung, sondern sie sind ihm ehrwürdig wegen des Verhältnisses, in welchem sie zum Herrn und seinen Heiligen stehen.

Wie die kindliche Frömmigkeit und Dankbarkeit in einem Geschenke des längst geschiedenen Vaters oder der Mutter das Andenken derselben ehrt, so auch der Christ die Gegenstände, die in Beziehung zu seinem Heile stehen.

§ 22.

Faustrecht — Städte — Minnesang.

Die Macht von Grafen und Bischöfen jener Zeit war eine fürstliche geworden. Weil aber selten ihre Besitzungen abgerundet, sondern meist zerstreut in Land und Reich lagen, entspannen sich viele Streitigkeiten. Je unabhängiger sich der höhere Adel zu machen trachtete, um so feindseliger trat auch der niedere Adel gegen Seinesgleichen auf. So gab es nichts als Kriege oder Fehden unter einander, die mit Vernichtung des Feindes endeten. Um sich gegen Anfälle zu sichern, verlegten die Ritter ihre Wohnsitze auf Berge (Burgen), die sie mit starken Bollwerken umgaben, durch Graben von Brunnen für den Fall einer Belagerung mit Wasser versahen, oder durch geheime Ausgänge sicherten. Auf dem Wartthurme, in dessen tief untersten Räumen (Burgverließen) Gefangene verhungerten, erspähte des Wächters Auge Freunde und Feinde. Aus den Verwüstungen der fruchtbarsten Landstriche durch die Gewalt des Mächtigeren (Faustrecht) entstanden Hungersnoth und Krankheiten. Unter Conrad wurde darum festgesetzt, daß kein Ritter einen andern am Montage, Dienstage und Mittwoche bei Strafe des Bannes befehden durfte, und diesen Frieden nannte man Gottes Friede, treuga Dei, weil er unter Gottes Schutz gestellt war. Nur allmälig konnte Kaiser und Kirche diesem Uebel steuern. — Bald erwuchsen aber dem Ritterthume Nebenbuhlerinnen, — die Städte. Schon Karl der Große hatte zur Beförderung des Handels einzelne Orte bestimmt, an welchen die Waaren niedergelegt und umgesetzt, und welche durch große Straßen mit einander verbunden wurden. Eine der wichtigsten Handelsstraßen führte aus Sachsen durch Thüringen und Franken nach Regensburg und von da gen Osten längs der Donau. Mark- und Gaugrafen hatten für Sicherheit der Kaufleute zu sorgen. Solche Stapelplätze sind Freising, Passau, auch Eichstätt. Gegenstand des Handels war Alles mit Ausnahme von Waffen, besonders stark ging der Handel mit Slaven (gefangenen Wenden aus Böhmen, Mähren rc.), welchen Juden trieben, woher der Name Sclaven. Mit Regensburg maß sich bald Augsburg. — Schon Heinrich I. 919—936 hatte wohlgelegene Dörfer oder Burgen, um die sich mehrere Hörige angesiedelt (Burger, Bürger), ummauern lassen, um so als Zufluchtsstätten zu dienen, im Fall

der Feind in das Land kam. Damit sich die Bauern lieber innerhalb dieser Mauern niederließen, erhielten sie besondere Rechte, namentlich einen königlichen Vogt, der statt des Grafen im Weichbilde (geweihte Bilder, Schutzheilige der Stadt waren an deren Marken aufgestellt) richten sollte. Diese Städte wurden bald der Sammelplatz der Handwerker für umliegende Ortschaften, und der Mittelpunkt, wo mit einheimischen oder ausländischen Produkten Handel getrieben oder Markt gehalten wurde, — daher Markt, Marktflecken. Die Bewohner wurden nach und nach freie Leute, denen zuletzt jeder Stand offen blieb. Am meisten blühte die Zunft empor und verhalf ihren Gliedern zu Reichthum und Ansehen. Lehrling und Geselle gehörten zur Familie des Meisters, der ihnen mit seiner Hausfrau Aelternstelle vertrat. Der Geselle mußte hinaus in die Welt, um fremde Einrichtungen kennen zu lernen, um dann reich an Erfahrungen selbst seinen Herd zu gründen, wozu ihn das Meisterstück befähigte. Dem Handwerker mußte später der Patrizier weichen, indem Kaiser und Könige jenen Vorrechte einräumten, um sie gegen das Emporstreben des Adels zu gebrauchen, und sie deßhalb bewaffneten.

Der Adel hatte besonders durch die Kreuzzüge einen Aufschwung genommen; zu Pferd (Reiter, Ritter) war er seinem Lehensherrn gefolgt und bildete den Kern des Heeres; seine Erziehung war eine kriegerische, er übte sich in Kriegsspielen oder Turnieren, bei denen den Preis zu erringen für die höchste Ehre galt. Rittersinn und Heldenmuth zu erproben, bot sich im heiligen Lande Gelegenheit. Dort gründete sich der Orden der Johanniter, von der Kapelle Johannis des Täufers an der hl. Grabkirche also benannt. Wie Löwen kämpften seine Ritter in der Schlacht, indeß die Brüder die Kranken und Armen pflegten und die Kapläne des Ordens den Gottesdienst besorgten. Gleich ihnen stifteten neun französische Ritter zu selbem Zwecke an dem vormaligen Tempel Salomons den Orden der Templer oder Tempelherren — die ein rothes Kreuz auf der Brust trugen — (Moosbrunn). Beide Orden aber überstrahlten die deutschen Herren im weißen Mantel mit schwarzem Kreuze, deren Comthurei Ellingen war. Sie führten nicht blos das Schwert, sondern ihre Hand griff auch in die Saiten der Harfe, um in selbst verfaßten Liedern die Liebe und Großthaten der Helden zu besingen. Sie hießen Minnesänger oder Troubadours (trouver, erfinden = selbstverfaßte Gesänge) und zogen von Burg zu Burg, um dorthin neue Begeisterung zu bringen.

Einen solchen großen Minnesänger besitzt das Bisthum an Wolfram von Eschenbach um 1207, der in seinem Parcival die Geschlechter von Truhedingen, Abenberg, Pleinfeld und

Dollnstein verherrlichet. Er soll sogar Cleriker gewesen seyn; König Max II. setzte ihm in seiner Vaterstadt ein ehernes Denkmal. Besonders ist die Sage vom heiligen Gral Gegenstand des Minnesanges. Ein Stein von wunderbarem Glanze im Besitze des Joseph von Arimathea, zu einer Schüssel geformt, habe dem Herrn beim letzten Abendmahle zum Gefäße gedient, in dem er seinen Aposteln seinen Leib gereicht, und sein heiliges Blut am Kreuze aufgefangen worden. Wo dieses Geschirr, dort sey die Fülle irdischer Güter; es heißt Gral. Nur ein treues Volk und der treueste und keuscheste König vermöge dieß Heiligthum zu schützen. Ein solcher ist Titurell, Frankreichs sagenhafter König. Als das abendländische Volk unwerth geworden, der Hüter des heiligen Gral zu seyn, haben Engel ihn in's Morgenland getragen. Mit andern Worten: dieß Gefäß ist ein Sinnbild des Heiles durch Christus, nur in ihm sind Menschenseelen und Völker glücklich; wenn sie von ihm lassen, verbirgt er sich.

§ 23.

Fortsetzung der Bischöfe.

Schnell folgen sich:

Friedrich I., Edler von Hauenstadt, 1223—26;

Heinrich II., ein Edler von Zipplingen, 1226—29, findet sich nur am Hoflager;

Heinrich II. von Tischingen 1229—34;

Heinrich III., Freiherr von Ravensberg, 1234 — 37, erhält das Privilegium erneuert, daß kein Vogt von den Bürgern oder Amtsleuten des Bischofes und der Familie der Kirche Abgaben erheben dürfe. Zu dieser Zeit wollen auch Kinder in's heilige Land ziehen. Ein Hirtenknabe in Burgund behauptete, ihm wäre der Heiland erschienen und habe ihn zum Prediger des Kreuzes bestellt. Schaarenweise liefen ihm Knaben und Mädchen nach. Umsonst suchten Aeltern und Bischöfe und Fürsten sie zurückzuhalten. Aus Deutschland zogen allein 20000 unter Anführung des 10jährigen Nikolaus, umrungen vom Gesindel, gen Italien, wo sie dem Hunger und der Hitze erlagen.

Friedrich II. von Parsberg 1237—46. In dieser Zeit der Wirren zwischen Pabst und Kaiser treffen wir Adel und Bürger nicht selten halsstarrig gegen die Bischöfe, was auch in Eichstätt der Fall. Sie verjagen Friedrich, und setzen einen neuen Bischof und ein neues Capitel. Als er sie mit dem Interdikte belegt, d. h. mit der Kirchenstrafe, daß keine Messe darf gelesen, keine Ehe feierlich eingesegnet, kein Todter kirchlich begraben werden, sprengen die Gebannten mit Gewalt die

Kirchthüren und beerdigen die Verstorbenen sogar unter feierlichen musikalischen Aufzügen. Friedrich führt Klage auf dem Concile zu Mainz 1239 gegen die Aufrührer und endlich findet die Versöhnung statt. Im Bußgewande wallt der Bischof an der Spitze der Bürgerschaft nach St. Walburg, und es fließt bei der Wandlung wieder das heilige Oel, das seit dem Interdikte nicht mehr der Fall war. In glänzender Rede vertheidigte einst Friedrich das Ehrenrecht des Bischofes von Eichstätt als Stellvertreter des Erzbischofes und führt dann den Namen „Kanzler von Mainz". Er stand auf Seite des Kaisers, bis dessen Grausamkeiten ihn Rom näherten, und starb am 28. Juni 1246.

Heinrich IV., Graf von Würtemberg, 1246—1259. Laut Urkunde vom 10. Juni 1256 erhebt er im Beiseyn des Bischofes Siboto von Augsburg und unter Zuströmen des Volkes aus der Krypta (unterirdische Kapelle) den Leib St. Willibalds, wo er 266 Jahre geruht, und versetzt ihn in das Schiff der Kirche, von wo die Ueberreste 1269 an ihre heutige Stelle kommen. Zu dieser Feier brachte man die Gebeine der hl. Walburga von muenhem (Monheim) und des hl. Wunibald nach Eichstätt, wobei 15 Wunder geschahen. — In der Schlacht bei Mühldorf am 11. November 1257 zeichnete sich Graf Gebhard von Hirschberg, Schutzvogt der Domkirche, auf Seite der bayerischen Herzoge so aus, daß diese ihm ihre Schwester Sophie zur Ehe gaben, — ein Ereigniß voll Wichtigkeit für das Hochstift. Von da schreibt das Domkapitel dem zu wählenden Bischofe Bedingungen (Wahlcapitulationen) vor.

Engelhard 1259—61, wohnte 1261 dem Concile zu Mainz bei, wo gegen Prediger von falschen Abläßen eingeschritten wurde. Es waren Betrüger mit unächten Reliquien umhergezogen, welche erdichtete Unglücksfälle erzählten und so Leichtgläubige betrogen. In der Sitzung des Concils erreichte den Bischof am 4. Mai 1261 der Tod.

Hildebrand von Mern 1261—79. Seit 23 Jahren stand dem Reiche kein rechtmäßiger Kaiser vor. Alles lag im Argen, nichts als Fehden, Mord und Plünderung. Da ward Rudolph von Habsburg am 30. September 1273 zum Kaiser gewählt, der Ruhe herstellte und den Gebrauch der deutschen Sprache befahl. Hildebrand baute den Willibaldschor, gewann dem Hochstifte viele Einkünfte und bestimmte, wenn der Bischof eine Pfarrei zu vergeben habe, solle er auch ihr Schirmvogt seyn — sie bedürfe nicht eines weltlichen Advokaten. Er starb am 26. März 1279.

Reimboto von Mylenhart 1279—97, als ein umsichtiger und redlicher Herr — von Kaiser Rudolph gerne in Berathung

gezogen, bringt die Solenhofer Güter zu Mühlheim und Pfünz an Eichstätt, gründet dort die Rosenkranzbruderschaft und bestätiget die Gründung des Dominikanerklosters durch die Gräfin Sophie von Hirschberg. Als wissenschaftlich gebildeter Mann sah er besonders auf würdigen Stand der Domschule und schaffte 1282 das sogenannte Bischofsspiel ab. Es wählten nämlich die Schüler Einen aus ihrer Mitte zum Bischofe, zogen mit demselben in die Domkirche, schmückten ihn dort mit bischöflichen Kleidern und trieben ihr Ergötzen unter kostspieligem Zechen. — Auf dem Concile zu Aschaffenburg, dem Reimboto anwohnte, wurde die Behauptung verworfen, als könne ein Priester im Stande der Todsünde keine Sakramente spenden. Zur Fortsetzung der Kreuzzüge verlangte Pabst Honorius IV. auf 6 Jahre von der Geistlichkeit den zehnten Pfennig des Einkommens als Türkensteuer. Im Jahre 1294 erhebt sich die Bürgerschaft Eichstätts und drohte die Stadt zu verlassen, wenn ihr nicht Erleichterung von den Bedrückungen der Schirmvögte wird; durch Vermittlung des Bischofes gibt Graf Gebhard von Hirschberg größere Freiheit, und bestimmt 12 Geschworene zur Ausübung der Gerichtsbarkeit, — Anfang des Magistrates. — Im Jahre 1289 war in Eichstätt ein so gelinder Winter, daß die Bäume blühten und ein ungemein fruchtbares Jahr folgte. Ein Schäffel Roggen kostete 12, Dinkel 10, Haber 8 Pfennige, der Eimer Wein 10 kr. 4 hl., eine alte Henne 3 pf. und 14 Eier 1 pf. Ein Taglöhner erhielt ohne Essen 4 pf., mit Essen 2 pf. Lohn. 1 Gulden fordert 8 Schillinge und 3 kr.; ein Schilling $7\frac{1}{125}$ kr.; das Pfund Pfennige war gleich 30 pf., das Pfund Heller gleich 2 fl. — 16 Metzen Korn und Waizen gab ein Schaff, 32 Schaff ein Muth; dagegen bei Gerste 19 Metzen gleich 1 Schaff und 28 Schaff gleich 1 Muth; bei Haber 23 Metzen gleich 1 Schaff und 46 Schaff gleich 1 Muth.

Damals hatte der Adel die Pfründen an der Domkirche mit seinen unmündigen Kindern oder Jünglingen besetzt. Reimboto beschloß, daß kein Neubepfründeter vor Jahresfrist Sitz und Stimme im Capitel habe, und erst aufzunehmen sey, wenn seine Reife anerkannt. Weil solche junge Canoniker oft zu ihrer Ausbildung eine auswärtige Universität bezogen, ward bestimmt, daß jeder vorerst ein Jahr in Eichstätt verbleiben müsse. — Im Jahre 1291 verfaßt Gebhard von Hirschberg sein Testament, worin er Schloß und Grafschaft dem Hochstifte vermacht. — Reimboto stirbt am 27. August 1291 und ruht im Willibaldschore.

Conrad II. von Pfeffenhausen 1297—1305, kauft das Burghutrecht zu Nassenfels, baut daselbst den Thurm und erwirbt einen Hof zu Egweil, sowie die Mühle zu Landeshofen. Von 1298 bis 1302 beginnen auch im Bisthum die Verfolgungen

der Juden. Man sagt, sie hätten eine consekrirte Hostie in einem Mörser zerstoßen und Christenkinder getödtet. Ein Bauer, Namens Rindfleisch, gab vor, von Gott zur Ausrottung berufen zu seyn. In Eichstätt wurden sie ausgejagt, in Töging gab ein Pater Anselm von Berching sich Mühe, die zum Scheiterhaufen Verurtheilten zur Taufe zu bewegen, aber sie schlugen ihm das Wasser aus der Hand und verspieen das Kreuz. Schon der hl. Bernhard war ein Fürbitter für die Juden, und die Päbste nahmen sie besonders in Schutz, weßhalb bei der Thronbesteigung noch heute der Oberrabiner in Rom den neuen Pabst um Schutz für sein Volk anfleht. — Am 4. März 1305 starb der letzte Graf von Hirschberg ohne rechtmäßige Erben, und das Hochstift sollte Erbe seyn. In volle Rüstung gekleidet, wurde die Leiche durch den Abt von Plankstetten im Schlosse Hirschberg abgeholt und nach Kinding geleitet, wo sie Abt und Convent von Rebdorf übernehmen, um sie in die längst bestellte Gruft in ihrem Kloster einzusenken. In der Mitte der Kirche befindet sich noch das Denkmal.

Conrad stirbt am 17. Mai 1305 und ruht im Willibaldschore.

Johann I. von Dirpheim, 1305—1306, war Kanzler des Kaisers Albrecht I. und besonders Rechtsgelehrter, dessen das Hochstift jetzt bedurfte. Zwar hatte Gebhard im Testamente das Hochstift zum Erben eingesetzt, allein die Güter waren Lehen der bayerischen Herzoge, wie diese behaupteten, und fielen so an sie zurück. Johann aber nahm schnell Besitz und verständigte sich gegen Uebergabe eines Theiles der Lehengüter mit den Herzogen dahin, daß das Testament Anerkennung fand. — Laut Urkunde von Gaimersheim 19. September 1305 erhielt das Bisthum folgende Orte, die uns berühren: Imfridtsdorff (Irfersdorf), Ahusen (Kirchanhausen) und daz andere Ahusen (Badanhausen), Pfrarendorff (Pfraundorf), Harnstätten (Haunstetten), Bitz, Zant mit dem Burkhstall „Crazhausen de Mülle“ (Krazhauser Mühle); alle diese gehörten zu Hirschberg oder Creglingen. Vom Ambt zu Eystätten fielen dem Hochstifte zu die Dörfer und auch die Dorffgericht: Pfalldorf, Hierwinstetten, Wachenzelle, Pollenfelde, Sallach, Seüchartshüll (?), Wolkerszell, Sappenfeld, zu dem Röde (?), Schermfelde, Ochsenfelde, Pisenhart, Meillenhoven, Niedermechenloch, Obermechenloch, Adellschlap, Brüel, Wippenfelde, Püttenfelde, Tauberfelde, Wolchershoven, Büssensheim (Buchsheim), Gereüt (Kruth), Liepolzhoffen, Mullichthal (Mühlthal), Watzenhoven (Wattenhofen bei Hofstetten, jetzt eingegangen), Tungersdorff (Dunsdorf), Pyburch, Dipolteszelle (bei Attenzell), Guntoldingen, Spalspeindt (Pfalzpaint), Ysenprunn, Yechingen, Pemfelde, Pfünzen, Egweill, der Pfalznhoff zu Eystetten und das Gravenhoff

bi den Pfarre, die gült alle hat der vorgenant Bischof behabt in allem dem Rechten, als si Unser Oheim herbracht hät, an (ohne) dez Landgericht," d. h. nur das Landgericht behielten sich die Herzoge vor. — Johann wurde vom Pabst Clemens zum Bischof von Straßburg ernannt. Von seinem Nachfolger müssen wir eigens hören.

§ 24.

Bischof Philipp.

Als Pabst Clemens den Bischof Johann auf den Stuhl von Straßburg setzte, gab er Eichstätt einen Oberhirten in Philipp aus der Familie Rathsamshausen im Elsaß, in der Reihe der Bischöfe der thätigsten Einer. Ein Freund der Wissenschaft ist er begeistert für Recht, Tugend und Sitte, erfreut sich der Gunst der Kaiser Heinrich VII. und Ludwig des Bayers, der ihn nur seinen „Heimlichen" (Geheimrath) nannte und selbst in Eichstätt besuchte im Jahre 1309. Wegen Anmaßung der Schutzvögte hatten sich die Klöster der Aufsicht der Bischöfe zu entziehen, und unmittelbar unter Rom zu stellen gewußt. Die Mönche griffen mehr in die Seelsorge ein, oder man gab ihnen wegen Armuth des Klosters Pfarreien als Einkünfte; dadurch aber verarmten die Seelsorgsgeistlichen so, daß die Concilien den Gottesdienst in Klosterkirchen beschränkten und die Einverleibung der Pfarreien mit Klöstern verbieten mußten. Das Loos des Seelsorgsklerus war kein beneidenswerthes, denn die Pfründen gehörten Klöstern oder Stiftern an, deren Besitzer sich mit einem Geistlichen zur Uebernahme der Seelsorge um den billigsten Preis abzufinden suchten. Beim Tode des Priesters kam der Schirmvogt und nahm dessen und der Kirche Vermögen. Der neue Pfarrer fand die Schränke des Hauses und der Kirche leer. War eine Pfarrei erledigt, so stritten ein paar Patrone um das Besetzungsrecht, zogen die Ernennung in die Länge und genoßen indeß die Einkünfte. Von dem Bewerber verlangte der Patron ein ordentliches Geschenk, war das nicht der Fall, so legte er ihm und der Gemeinde Zwangsteuern auf. So griff der Geistliche, um sein Leben zu fristen, zum Niedrigsten, und zog oft als Possenreißer im Lande umher. Zu Solchen hatte natürlich das Volk kein Vertrauen. Um solchem Uebel zu steuern, versammelte Philipp seinen Clerus öfters in Synoden um sich, predigte selbst in der Domkirche, verfaßte für seine Geistlichen eine Auslegung der Evangelien und Legenden der heiligen Geschwisterte Willibald, Wunibald und Walburga, forderte die Verehrung Mariens, erhob die Gebeine des seligen Gundekar und bestätigte die Stiftung

der neuen Collegiate durch Marquard von Hagele. Mit dem Tode Gebhards war die bischöfliche Kirche und Stadt von der Last der Advokatie befreit und wie aus lang gepreßtem Herzen kommt der erste freie Athemzug, als Philipp den Freiheitsbrief ertheilt, worin er auf alle erzwungenen Dienste der Bürger verzichtet. Diese sollen aus ihrer Mitte Zwölf wählen, welche die Angelegenheiten der Stadt zu berathen und Urtheil zu sprechen haben, wofür dem Bischofe jährlich 250 Pfund Heller zu entrichten sind; das der Grundstein bürgerlicher Freiheit. — Von der Aebtissin zu St. Walburg tauscht Philipp das Dorf Osterholz bei Mörnsheim gegen einen Wald am tiefen Thale ein, und läßt vom Kaiser das Testament des Hirschbergers bestätigen, dessen Gemahlin oder vielmehr deren Vater, Graf Ludwig von Oettingen, Anspruch auf die Allodialgüter — vielleicht Brautschatz — macht, der mit Vergleich dahin endet, daß die Oettinger das Hochstift Wellheim zum Lehen nehmen. Mit dem Tode Kaisers Heinrich tritt der Bischof auf Seite Ludwig des Bayers, huldigt ihm 1315 zu Worms und empfängt alle bisherigen Privilegien bestätigt; im Jahre 1316 erhält Philipp für sich und seine Unterthanen Befreiung von der Provinzial-Gerichtsbarkeit des Landgerichtes Hirschberg. — In dem nun entbrennenden Streite zwischen Pabst und Kaiser steht jener nur zu sehr unter französischem Einflusse, dieser aber überschreitet trotz seiner angeborenen Frömmigkeit seine Gränze, gibt seinem Sohne selbst Ehedispense und nur sein Tod am 11. Oktober 1347 lenkt in's Geleise zurück. Längst vor seinem Freunde war Philipp am 25. Februar 1322 heimgegangen und ruht in der Domkirche in der Nähe des Predigtstuhles.

§ 25.

Die Ehehaften.

Zur Zeit Bischofs Philipp regierte Herzog Otto III. in Niederbayern. Um einen Feldzug nach Ungarn, dessen Königskrone er angenommen, unternehmen zu können und hiezu Geld zu erlangen, verkaufte derselbe an Adelige, Klöster und Städte (an etwa 70 Adelige und 19 Städte) die niedere Gerichtsbarkeit, d. h. er räumte ihnen das Recht ein, in kleineren Streitigkeiten, Schimpf- oder Raufhändeln ihre zum Hof gehörigen oder innerhalb der Marken des Hofes wohnenden Stiftsleute selbst zu richten, Hofmark-, oder wenn es sich über ganze Dörfer erstreckt — Dorfgericht. Die Richter, früher decani, centenarii, waren den Gaugrafen untergeordnet, und als letztere sowie die Landrichter amtserblich oder Herren des Landes wurden, stellten sie eigene Richter auf, die Schultores, Schultheißen, Schulzen

hießen. Auch Bischöfe ertheilten einzelnen Adeligen solche Hofmarksgerichte.

Wenn nun auch nicht alle Grundherren diese Vollmachten besaßen, doch hatten sie das Recht, alljährlich ihre Bauern zu versammeln, welche auch Freistifter (als freie Leute hatten sie von den Grundherren Güter gestiftet oder gepachtet) oder Hintersassen hießen (sie saßen auf [hinter] dem Gute). Der Vertrag oder Pacht dauerte nur auf einige Jahre oder unbestimmte Zeit, nach deren Umfluß den Grundherren und den Stiftern die Kündung frei stand. Den Tag, an welchem man die Bedingnisse des Baues oder Pachtes festsetzte, hieß Bauding, Baustift oder Stift, am selben Tage zahlte man auch die Pachtsumme oder Stift. Das Recht nun, Streitigkeiten von geringerer Bedeutung zwischen ihren Grundholden zu entscheiden, gab Otto laut Urkunde vom Jahre 1311, die man die ottonische Handveste nennt.

Mit den Hofmarksgerichten war auch die Befugniß verbunden, zu bestimmten Zeiten ein Ehehaftsgericht zu halten. Ein solches hatte Gegenstände zur Entscheidung, welche die Wohlfahrt einer ganzen Gemeinde betrafen, z. B.: Dorf-, Feld-, Wasserpolizei, und war also Dorfpolizeigericht, das auch Aynung hieß, weil sich alle Gemeindeglieder vereinigten, die von ihnen festgesetzten Beschlüsse oder Ehehaften (von Ee, Ehe = zu haften, was ehe beschlossen) zu halten, nämlich zu bestimmter Zeit Holz zu schlagen, Felder zu leeren, Stege zu unterhalten. Man stellte bei solchen Ehehaften die Hayer (Hüter, Hirten), als Holzhayer, Wishayer, Feld-, Pruck-, Esch-Hayer (Esch, Asch [Azung], ein mit Frucht bewachsenes Feld) oder Gemeinde-Bader (welche in Pestzeiten die Bäder besorgten) oder Schmiede auf, daher Bader-, Schmiedehehaften. Wer die Ehehaft verletzte, mußte beim Ehehaftsgericht Geldstrafe bezahlen, welche der Gemeindekassa zufiel. Für diese Gerichte wurden eigene Artikel (Ehehaftsartikel) verfaßt, deren bedeutendere von den Landvogteien oder ihren Untergerichten, z. B. Meckenlohe, Seuversholz, Irfersdorf, Kinding, abgeurtheilt wurden.

§ 26.

Fortsetzung der Bischöfe.

Auf Philipp folgte der von ihm bestellte Stellvertreter in geistlichen Angelegenheiten:

Marquard von Hageln 1322—24. Er kaufte den Hof Moosbrunn um 1200 Pfund Heller (400 fl.) und baute ein festes Schloß zu Mörnsheim, starb aber schon am 8. Februar 1324. Ihm folgte:

Gebhard III., ein Graf von Graisbach, 1324—27, errichtete in Eichstätt den Altar zu Ehren St. Richards und fand bald Ruhe neben dessen Grabe in Lukka. Weil er mit Ludwig dem Bayer den Römerzug mitgemacht, traf ihn die Excommunikation; er wollte Graisbach dem Hochstifte einverleiben, starb aber ohne Testament in Pisa an der Pest.

Friedrich III., Landgraf von Leuchtenberg, 1328—29, vom Pabste wider den Protest des Capitels ob seiner Wahlfreiheit zum Bischofe ernannt, stirbt unvermuthet auf dem Schlosse zu Holnstein und ruht im Kloster Waldsassen.

Heinrich V., Schenk von Reicheneck, 1329, obwohl vom Pabste bestimmt, hält er doch zum Kaiser, fällt aber bei diesem, für den er sich mit andern Bischöfen beim Pabste verwendet, in Ungnade, und beschloß die letzten 4 Jahre kummervoll in Nürnberg.

Albert I. von Hohenfels, 1344—53, bisher Bisthumsverweser, holte seine Bestätigung beim suspendirten Erzbischofe von Mainz ein, weßhalb ihn der Pabst nicht anerkannte. Er blieb Diakon, führte 7 Jahre aber dennoch die Leitung des Bisthums, bis Pabst Clemens VI. zu Avignon 1351 den Burggrafen Berthold von Nürnberg zum Bischof ernannte, dem Albert die geistlichen Angelegenheiten überließ, selbst aber den Säckel behielt und dann 1353 mit Vorbehalt einiger Schlösser sich ganz zurückzog. Im Jahre 1345 hatte er Freisprechung erlangt für seine Unterthanen von Belangung vor dem Landgerichte Hirschberg auf der kaiserlichen Landschranne (Gerichtstage) zu Pfünz, kaufte Obereichstätt von dem Grafen von Oettingen, dann Güter zu Sappenfeld, Rupertsbuch und Schönfeld um 426 Pfund Heller oder 141 fl. — In den Jahren 1347 und 1348 herrschte die Pest, der schwarze Tod genannt. Von Asien kommend, raffte die Seuche zwei Dritttheile der Menschen dahin. Am häufigsten starben junge Leute, welchen an den Achseln Pestbeulen auffuhren, denen sie in 6 bis 7 Tagen unter entsetzlichen Schmerzen erlagen. Voran ging ein schreckliches Erdbeben. Um diese Zeit entstanden die Krankenhäuser in Eichstätt. Aus dem Morgenlande hatten die Pilger eine geheimnißvolle Krankheit mitgebracht, welche wohl der Kunst der Aerzte, nicht aber christlicher Liebe widerstand, welch' letztere ihre Leprosenhäuser gründete.

Berthold 1353—65, Burggraf von Nürnberg. Schon als Knabe von 13 Jahren war er in den Deutschorden getreten und bald zur Würde eines Landcomthurs von Franken und Preußen gelangt. Clemens VI. ernannte ihn zum Bischofe, aber erst nach Alberts Tod im Jahre 1354 erhielt er die Belehnung. Pabst und Kaiser genehm, nahm er sich der Diöcese

als ein sorgender Vater an; er berief im Oktober 1354 alle seine Geistlichen zu einer Diöcesansynode nach Eichstätt und gab hier treffliche Verordnungen über Leben und Ehrbarkeit des Clerus und dessen Verwaltung. Bisher gehörte die hinterlassene Habe eines Geistlichen der Kirche. Lag ein Solcher im Sterben, griff jeder Anwesende, besonders aber die Erben und der Schutzvogt nach Allem, zogen oft dem Sterbenden das Bett unter dem Leibe weg. Solches zu verhüten, schenkten die Geistlichen schon bei Lebzeiten her, oder verkauften das Ihrige. Berthold nun räumte Jedem das Recht ein, nach voller Freiheit über seinen Nachlaß zu testiren, dabei aber der Kirche und der Armen nicht zu vergessen. Dieses Recht heißt constitutio Bertholdiana, das bis heute Anerkennung gefunden.

Unter Berthold entstand der Gebrauch, Abends das Gebet zu läuten. Der erste Ursprung scheint aus den Kreuzzügen zu stammen. In der Kapelle, die St. Helena an der Stätte des Gemaches erbaute, in welchem Gabriel Marien als die Mutter des Herrn begrüßte, steht eine steinerne Säule; sobald die Sonne Abends diese berührt, ist die Stunde, da das Wort Fleisch geworden. Zum Andenken läuteten dann die Priester und sprachen dreimal das Ave Maria. Johann XXII. führte diesen Gebrauch 1316 am päpstlichen Hofe ein; Berthold schrieb ihn 1354 der Diöcese vor. In Regensburg zeigt man noch das Rationale Bertholds, der auch diese Diöcese, wo sein Bruder Bischof war, leitete. — Aus dem Leben seiner Vorfahren belehrt, wollte er sich und seinen Nachfolgern für die Zeit der Gefahr eine feste Burg bauen — Willibaldsburg. Er ließ die älteren Gebäude von Heribert (1032) niederreißen, einen großen Thurm mit Wohnhaus und Oekonomiegebäuden errichten, und sie mit einem großen Walle umziehen. Im Jahre 1360 erhielt er von Karl IV. das Recht, vom Willibaldstage an 8 Tage Markt in Eichstätt zu halten. Für Pfannenflicker und Scheerenschleifer wurde täglich zu Anfang und Ende des Marktes mit der Rathhausglocke geläutet, worauf sie in oder aus der Stadt durften oder mußten, denn für die Nacht waren sie zu gefährlich. Im Jahre 1365 geleitet der Bischof den Kaiser nach Avignon, erkrankt auf dem Rückwege in Speyer, wird zurückgebracht und stirbt am 16. September dieses Jahres; er ruht in der Familiengruft der Nürnberger Burggrafen im Kloster Heilsbronn.

Rabno (Raban), Truchseß von Wildburgstetten 1365—83, schon hochbetagt bei seiner Wahl, ging selbst nach Avignon, um vom Pabste Bestätigung nachzusuchen, begann den Neubau des Domes, wozu er selbst alle Opfer, unterstützt noch von Wohlthätern brachte, ohne ihn, wohl aber die Willibaldsburg zu vollenden. An der Spitze der Bürgerschaft steht jetzt der innere

und äußere Rath. Um 1378 werden zu Augsburg zuerst 3 Kanonen gegossen, deren größere die Kugeln von 137 Pfund tausend Schritte weit schoß. Der Franziskaner-Mönch Berthold Schwarz in Freiburg hatte durch seine Erfindung des Schießpulvers dem Adel auf seinen sicheren Burgen den Todesstoß gegeben, ihre Unbezwingbarkeit hörte auf, — der Adel trat an die Spitze der Landsknechte. Aus Röhren, mörserartig, in welche Pulver und Steine geschoben, und die von hinten angezündet wurden, schoß man, die später Kanonen, Donnerbüchsen hießen, im Felde gebraucht wurden (Colubrine = Feldschlange), aber noch sehr unbrauchbar waren. Man fertigte nun kleinere, die der Soldat gebrauchen konnte, aber er legte noch auf einer Gabel auf, und mußte mit einer Lunte losbrennen. Von Nürnberg ging vorzüglich die Vervollkommnung der Feuerwaffen aus — Flinten (von Flins, im Slavischen = Feuerstein). In Bayonne in Frankreich fügte man ihnen eine Waffe bei, daher Bayonnete. Raban starb 90 Jahre alt und ruht im Willibaldschore.

Friedrich IV., Graf von Oettingen, 1383—1415, wurde mit 23 Jahren Bischof, war Ritter in seiner Jugend, in seinem Leben und als Oberhirte, der durch eigenes Beispiel den Beschlüssen Bertholds Ansehen verschaffte. Den adeligen Junkern, welche Kirchen- und Reichsgesetzen zum Trotze das Kirchengut angriffen, und Bürgern, welche den Landfrieden störten, ließ er die Köpfe zu Füßen legen, oder sie in Haft schmachten, besonders auf der Burg in Kipfenberg — und als die Sekte der Waldenser im Bisthume Versuche machen wollte, zeigte der Bischof, daß es hier Nichts zu versuchen gäbe, indem er sie gebrandmarkt auspeitschen oder in das Feuer werfen ließ. — Die Städte hatten damals einen Bund unter sich gegen Fürsten und Adel geschlossen, statt derer sie eine Herrschaft der Bürger gründen wollten. Auch Herrieden hatte sich angereiht, aber Friedrich ließ 22 der Aufständischen nach stürmischer Entsetzung des Platzes im Jahre 1385 enthaupten.

Als Verehrer des heiligsten Sakramentes stiftete Friedrich auf den Hochaltar im Dome eine herrliche Monstranz, welche er bei der im Jahre 1383 von ihm neueingeführten Fronleichnamsprozession trug. Im Jahre 1402 gesteht Kaiser Ruprecht auf dem Reichstage zu Nürnberg der fränkischen Ritterschaft die Reichsunmittelbarkeit zu, und auch der Bischof von Eichstätt zählt unter die „Reichsbankmäßigen“, hat als solcher die siebente Stimme. Eichstätt war kein eigentliches Fürstenthum, sondern hieß Hochstift, oder Gebiet, „Herrschaft“ eines Fürstbischofes. — Auf dem Concile von Pisa im Jahre 1409 waren unter den dort versammelten 18000 Geistlichen drei

Abgeordnete Eichstätts. — In England hatte Wiklef behauptet, die hl. Schrift sey allein Glaubensquelle, läugnete die Wandlung von Brod und Wein und lehrte, die Sünde erlange ohne die Beicht, nur durch Reue Nachlassung; daß die Geistlichen Güter besäßen, sey gegen die heilige Schrift. Diese Lehren verbreitete Johann Huß, Professor zu Prag in Böhmen, mit Beifall; am meisten widerstanden ihm dort die Deutschen. Auf deren Veranlassung verdammte die Universität daselbst die Lehre des Huß, der dadurch der Liebling des Volkes geworden war, daß er in seinen Predigten gegen das Treiben der vornehmen Herren loszog zum Gefallen Königs Wenzel, der den hl. Johannes von Nepomuk in die Moldau hatte stürzen lassen. Vom Papste excommunizirt, wüthete Huß sammt seinen Anhängern mit Mord und Schwert gegen Katholiken, plünderte Kirchen und entweihte die Heiligthümer. Das Concil von Pisa untersuchte und verurtheilte Hussens Lehre und übergab ihn zur Strafe dem weltlichen Arm. Er starb im Stolze des Irrlehrers den Feuertod. — Von Johann von Heideck kaufte Friedrich im Jahre 1413 um 22000 fl. das Schloß Brunneck mit Altdorf, Irfersdorf, Erkertshofen, Scharfe und Wachenzell. Anstatt der Heller treffen wir den rheinischen Gulden. In diese Zeit fallen die vielen Hexenprozesse, in welchen so mancher Unglückliche, um der Folter zu entgehen, ein Geständniß von Gräueln ablegte, die er nicht begangen — worauf der Tod folgte. — Im Jahre 1394 kostete ein Schaff Dinkel 11 kr., ein Fuder Wein 4 fl.; es waren die Fässer theurer, als der Wein. Mit Hinterlassung eines bedeutenden Schatzes starb Friedrich am 19. September 1415 und fand Ruhe im Willibaldschore.

Johann III., Freiherr von Heideck, 1415—29, erst Dompropst in Bamberg, stellte im Kriege Kaisers Sigmund wider die Hussiten nebst Geldmitteln 10 Landsknechte, erwirkte einen Freibrief vom Landgerichte Hirschberg, welches nur mehr über Ketzerei, Diebstahl, Raub und Mord Recht sprechen sollte. — Die Hussitenkriege mit ihren Grausamkeiten hatten Furcht und Schrecken verbreitet. Das Volk suchte Trost im Gebete und Johann stellte sein Bisthum unter den Schutz der Himmelskönigin. Er führte auch das Schiednißläuten am Freitage und Gebetläuten am Morgen ein und starb am 3. Juni 1429. Sein Begräbniß ist im Willibaldschore. — Im Jahre 1427 kostete das Pfund Rindfleisch 2 kr., Schweinefleisch 3 hl.

Albert III., ein Hohenrechberg, 1429—46. Der Hussitenkrieg dauert fort, die Herzoge von Bayern liegen in Kampf und Streit, in der Kirche selbst ist Zwiespalt. Alberts friedlicher Charakter hält das Hochstift im Frieden. Bei der Vermählung des Markgrafen Albrecht von Ansbach erscheint der

Bischof von Eichstätt mit 60 Pferden. — Domherr Peter von Haltpurg stiftete 1436 in Eichstätt die Bruderschaft vom heiligsten Leichname des Herrn (Corpus Christi) und die Gebrüder Woraus ein Capital von 320 fl., aus dessen Zinsen Chorknaben belohnt werden sollten, die das heiligste Sakrament bei Provisuren begleiten. Von der Familie Rechberg kauft Albert Schloß und Flecken zu Dollnstein um 9000 fl. und läßt die Mauer und Bollwerk der Willibaldsburg verstärken. Unter ihm ersteht das Rathhaus 1444. Am 9. September 1445 findet er Ruhe im Willibaldschore.

§ 27.

Das Fronleichnamsfest.

Die erste Feier dieses Festes gibt uns Gelegenheit, von der Verehrung und Anbetung dieses heiligsten Geheimnisses von Seite der Gläubigen zu allen Zeiten zu reden.

In den frühesten Jahrhunderten wurde das gebenedeite Sakrament in einem Gefäße, gewöhnlich eine silberne oder goldene Taube oberhalb des Altares aufgehängt. Das Brod zur Eucharistie besorgten die Gläubigen selbst. So erzählt uns eine Sage vom Jahre 895, daß ein blindes Mädchen, Guntrada aus Kempten, im Traumgesichte nach Monheim gewiesen, hierher gekommen, wo sie am Altare Hostien opferte. Als sie dieselben in einer kleinen Büchse am Altare niederlegte, erhielt die Blinde das Gesicht. — Was von den Hostien übrig blieb, erhielt das Volk als gesegnetes Brod (Eulogien) zurück; noch heute opfert man an manchen Orten Brod, was die innigste Betheiligung der Gläubigen am Opfer andeutet. Um das heiligste Geheimniß, die Sonne des Glaubens, drehte sich alle Gottesverehrung der Christen, sie hatten es anfangs in ihren Häusern aufbewahrt. Nie wollten sie ihren Schatz allein lassen, und darum stellten sie schon früh, während sie ihren Arbeiten oblagen, einen Wächter dort auf, wo der Gott der Liebe thronte, der statt ihrer Herzensglut leuchten sollte, das war das Flämmlein des ewigen Lichtes, welches schon in den Katakomben Roms brannte und heute noch die arme Landkirche im Dunkel der Nacht ehrfurchtsvoll macht. Beim Entstehen der Zünfte stellten diese ihre Kerze in der Kirche auf und geleiteten es später in Prozession und bei Provisuren. Während des Canons brennt eine Kerze. — Die Verehrung der Gläubigen gegen den Herrn in diesem Geheimnisse bestand anfangs blos im Verneigen des Hauptes, dann im Kniebeugen. In frühesten Zeiten genoßen die Gläubigen auch das heilige Blut, weßhalb man noch an alten Kelchen goldene Röhrchen angebracht findet. Eine Segnung mit dem Sakramente war bis

zum 14. Jahundert nicht gebräuchlich, anders ordnete es das Fronleichnamsfest. — Man erzählt, die selige Juliana Falkonieri, Nonne in der Diöcese Lüttich, habe im Gesicht den Mond geschaut, an dessen Scheibe sich noch eine Lücke fand, was den Abgang des Festes zu Ehren des heiligsten Geheimnisses in der Kirche bedeutete, welches Bischof Robert im Jahre 1247 zu Lüttich und Urban IV., einst Erzbischof allda, im Jahre 1264 für die ganze Kirche einführte. War auch unter Raban schon dies Fest angeordnet, erst Friedrich IV. trug feierlich den Leib des Herrn in der von ihm geschenkten Monstranz und setzte diese im selbstgeschafften herrlichen Zelte (Tabernakel) bei. Gerade Hussens Irrlehre mag hiezu Veranlassung gegeben haben, weil sie die Gegenwart Jesu läugnete. Von äußerer Feierlichkeit aber hören wir noch nichts, bis der Chorherr Böhm zu Rebdorf im Jahre 1515 uns die Beschreibung der Feierlichkeit gibt, wie sie jetzt noch ist. Nachdem er Jung und Alt zum Lobe Gottes gemahnt, fährt er in einer Predigt fort: es töne die Orgel, es schallen die Glocken, es spiele die Harfe, es sollen leuchten die Lichter. Ueber dem Sakramente wallt ein Baldachin unten mit Sternen verziert (Himmel), welchen zu tragen einst Ehrensache der Fürsten, in Städten der Rathsherren gewesen, wie noch heute am Lande die Großbegüterten diesen Ehrendienst ansprechen. Nach der Glaubensspaltung mehrt sich der Eifer für dieses Fest, das am 8. Juli 1749 in Eichstätt seinen Höhepunkt erreichte.

Nebenbei erblühten die Wallfahrten zu den St. Salvatorskirchen wie Rauenzell, Unsern Herrn Eitensheim. Ein Jude soll bei Spalt eine Hostie durch Messerstiche mißhandelt haben, wobei Blut herausfloß, von dem ein Theil in der Wallfahrtskapelle zum heiligen Blut aufbewahrt wurde. — Die Gefäße zur Aufbewahrung waren nach Vermögen der Kirche aus Gold, Silber, Messing, Kupfer. Speisekelche (Ciborien) nehmen im 14. Jahrhundert die Gestalt von kleinen Thürmchen an; ein solches ist in Polenfeld mit der Inschrift: „daz ist das Havs dez lebendigen gots.“ — Eine der schönsten Monstranzen besaß Eichstätt, ein Geschenk seines Bischofs Conrad. Derselbe, einst Edelknabe der Königin Elisabeth von England, habe von dieser bei seiner Abreise vom Hofe das Versprechen erhalten, wenn er einst die Infel trage, würde sie ihm und seiner Kirche ein Andenken senden. Sie hielt Wort, es kam ein Geschenk von Gold und Edelsteinen, das der Bischof Gott widmete. Die Monstranz hatte einen Werth von 150000 fl., war gefertigt von Jakob Bayer, Goldschmied in Augsburg, vom 27. Juli 1610 bis 23. Juli 1611 um 3000 fl. Arbeitslohn. Sie hatte die Form eines Rebstockes mit 66 Trauben von Edelsteinen und Perlen. Als die

Zauberei das heiligste Sakrament nicht selten mißbrauchte, schloß die Gothik dieses in feste Sakramentshäuschen, z. B. in Polenfeld, Inching, Buchenbüll, Mörnsheim.

Aus der Feier des Fronleichnams erwuchsen die Prozessionen an Donnerstagen und Bruderschaften des heiligen Geheimnisses, welche Johann Christoph am 28. Mai 1616 einführte und an die Spitze seinen Namen schrieb. Marquard bestätigt die von den Churfürsten Ferdinand Maria und Max Emanuel errichtete ewige Anbetung. Späteren Ursprungs sind die Wettersegen und Flurumgänge, dagegen sehr alt, mit ihren Wurzeln in das Heidenthum reichend, die Schauerfeiertage. Die Göttin Freia — Freitag — galt den Alten als Wettergöttin. Noch heute sagt man, wenn es am Charfreitage regnet, ersprieße kein Regen im ganzen Jahr, oder — am Freitage ändere sich das Wetter oder dieser Tag habe sein eigenes. Das Christenthum hielt das Volk an entscheidenden Tagen zum Gebete an, so entstand der Schauerfreitag, wie auch Feiertag (Hagelfyer) am Freitage nach Christi Himmelfahrt. — Auch das Wetterläuten stammt aus jener Zeit, es gründet in dem alten Spruche von der Glocke: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“ (die Lebenden rufe, Todte beklage, Blitze breche ich).

§ 28.
Bischof Johann III.

Kirchenspaltungen, Kriege und Fehden hatten während 100 Jahren die Kirche verwüstet, im Volke waren Prophezeiungen verbreitet vom Untergange der Welt, alle Laster schienen zu triumphiren, Wiklefiten und Hussiten hatten Tausende in's Verderben gezogen, aber auch der Eifer der Guten war dadurch rege geworden und drängte nach Verbesserung in der Kirche.

Als das Capitel zu Eichstätt den kaiserlichen Kanzler Johann von Eich zu seinem Hirten wählte, beeilte sich Aeneas Sylvius, nachmals Papst Pius II., nicht blos dem Erkorenen, seinem Freunde, sondern auch dessen Wählern Glück zu wünschen. Johann predigte, hörte Beicht, weihte selbst seine Geistlichen und segnete die heiligen Gewande und Gefäße. Zu jeder Stunde hatte der Bedrängte und Arme bei ihm Zutritt, zweimal in der Woche und jeden Tages im Advente hielt er Fasttage, sein Wort galt wie Eidschwur. Ein solcher Bischof konnte es wagen, als Kirchenverbesserer aufzutreten; dieß geschah zuerst mit den Weltgeistlichen. Am 11. October 1447 hielt er eine Synode. 700 Geistliche waren zugegen. Ein großer Mann, Ernst und Milde paarend, kräftig an Geist und Körper, die

kostbare Infel zu 11400 Ducaten auf dem Haupte, angethan mit dem funkelnden Meßgewand und dem perlenbesäten Rationale stand der Bischof am Altare, und traf hier die weisesten Anordnungen für bessere Bildung des Clerus, weßhalb er sich mit Gelehrten umgab. Bernhard, Prior von Tegernsee, verfaßte für den Bischof, seinen Freund, eine Schrift, worin den Geistlichen gemeinschaftliche Vorschriften bei allen Verrichtungen gegeben sind; für den zu Weihenden und neuangehenden Pfarrer wird eine Prüfung angeordnet. Mit dem Herzoge Ludwig von Bayern bereitet Johann die Gründung einer Hochschule zu Ingolstadt vor und verspricht sie mit Eichstätter Lehengütern zu bedenken, erlebt die Gründung aber nicht mehr. Er kennt alle seine Geistlichen persönlich und ist strenge gegen Fehlende. —

Aber auch das Volk bedurfte der Verbesserung, und dazu brauchte der Bischof nicht blos den Hirtenstab, sondern auch das Schwert gegen jene, welche Kirchengut raubten und Geistliche in Gefangenschaft schleppten. Gegen solche sprach Johann das Interdikt und rief das Volk zu den Waffen. Es war solche Unsicherheit, daß Johann selbst nie von der Burg zum Rathhaus ging, ohne unter dem bischöflichen Kleide eine vollständige Rüstung und an der Seite das Schwert zu tragen, dessen Griff von einer Hirnschale war, um Jeden zu erinnern, was ihm bevorstehe, wenn ihn ein Angriff gelüste. — Während seiner Regierung fiel der Krieg des Markgrafen Achilles von Ansbach, auf dessen Seite Johann stand, gegen Nürnberg, und auch gegen Herzog Ludwig von Bayern, in welchem der Bischof Donauwörth besetzte. Dafür belagerte der Herzog im Jahre 1460 Eichstätt, steckte die Vorstadt in Brand und nöthigte den Bischof zu einem höchst traurigen Vergleich. Niedergebeugt vom Schmerze blieben Johann nur mehr Thränen über die gebrochene Freiheit der Kirche. Deßohngeachtet suchte er die Uebel aus dem Volke zu rotten. Der Rest der Waldenser lebte im Bisthume in den sogenannten Geißelbrüdern fort, gegen welche alljährlich an Ostern der Bann verkündet wurde. Als Ueberbleibsel der Hussiten traten die armen Barfüßer auf, welche die Verehrung Mariens bestritten, das Fegfeuer läugneten, die Fürbitte für die Verstorbenen verwarfen, die Strafen der Kirche verachteten, die Gegenwart Jesu im heiligsten Sakramente bestritten und über Abläſſe schmähten. Johann ließ die Rädelsführer verbrennen. Eine dritte Sekte war die der Begharden, „die auf den gassen schreyen, als wären sie vollkumen menschen.“ Sie trugen ein Mönchsgewand mit Kapuze und Scapulier (Schulterkleid), neben lief ein Esel mit Brod und Wein beladen. Solche Schwärmer sollten gemahnt, und wenn sie nicht

gehorchten, von der Kirche ausgeschlossen werden. Im Jahre 1472 erschien auf Einladung des Bischofs der große Bußprediger Johannes Capistran, dessen Heiligsprechung er bei Pabst Pius II. erwirkte. — War so dem Volke die böse Gelegenheit abgeschnitten, so mußte für dessen Unterricht gesorgt werden. Der Bischof befestigte deßhalb den locker gewordenen Pfarrverband. Eine Pfarrgemeinde hatte ihren Pfarrer sogar gezwungen, gleich den übrigen Gemeindegliedern das Vieh zu hüten, Johann antwortete mit dem Interdikt. Jeder sollte nur in seiner Pfarrkirche nach würdiger Vorbereitung das heiligste Sakrament empfangen; wer die priesterliche Würde lästerte, die Freiheit der Kirche verletzte, der Obrigkeit nicht gehorsamte, sollte excommunizirt werden. — Auch die Klöster bedurften der Reform, zuerst kamen die Dominikaner in Eichstätt, dann St. Walburg. Es kostete Mühe, den Geist der Ordnung herzustellen. Einige Füchslein, sagt der Geschichtschreiber, hatten auch Rebdorf durchwühlt. Der Bischof berief eifrige Mönche aus dem Kloster Kirchgarben und erneuerte Zucht und Ordnung. — Nicht unthätig blieb Johann in weltlichen Anordnungen; er baute die Kirche zum heiligen Geist mit Spital und gibt eine Markt- und Rathsordnung. Gebeugt von Mühen, fühlte der Bischof den Tod nahen, er rief seine Freunde, bat sie um ihr Gebet, sowie darum, seine Hülle bei St. Walburg beizusetzen, empfing die heiligen Sakramente und entschlief am 1. Januar 1464. Ein und ein halbes Jahr vor seinem Tode soll ihm Pius II. den Cardinalhut zugesendet haben; wer zweifelt, daß Johann von Eich solcher Auszeichnung würdig war! Als der Pabst seinen Tod erfuhr, rief er: die Kirche hat eine goldene Säule, Deutschland einen vortrefflichen Bischof verloren! Johanns Gebeine ruhen in St. Walburg, dessen zweiter Stifter er gewesen, an der Seite des ersten Gründers, des hl. Leodegar, im Kapitelssaale im gläsernen Sarge. — Gewiß ein edler Hoherpriester! —

§ 29.

Die Buchdruckerkunst.

Wenn bisher oftmals über Unwissenheit von allen Seiten, von Geistlichen und Laien, vom Adel und gemeinen Volke geklagt wurde, so lag die Schuld nicht immer am bösen Willen, als hätte dieser sich gegen besseres Erkennen gesträubt. Der Grund lag in der Unzugänglichkeit der Wissenschaften. Diese waren fast ausschließlich Eigenthum der Klöster oder doch größeren Genossenschaften. Was gehörte Mühe dazu, ein Buch abzuschreiben und dann — wie viel Geld zehrten nur etliche Bücher auf und erst eine Büchersammlung? Eine solche fand

man deßhalb nur selten. Der Landgeistliche, der stets mit Noth und Elend zu kämpfen hatte, konnte z. B. nicht an den Erwerb einer Bibel denken, denn sie kostete 400 fl. Die Reichen dagegen waren noch sparsamer wegen der hohen Preise. Darum sammelte Johann von Eich für die niedere Geistlichkeit eine Bibliothek; denn ohne Bücher war an Bildung nicht zu denken. Das Alles änderte sich mit Einem Male. — In Italien schnitt man bisher die Figuren der Spielkarten in hölzerne Tafeln, bestrich sie mit Farben und druckte sie ab. Später wurden einfache Gebete und einzelne Seiten eines Buches auf ähnliche Weise in Holz geschnitten und gedruckt. Johannes Guttenberg, der Straßburger, der sich in Mainz häuslich niedergelassen, erfand 1440 die beweglichen Lettern und die Presse. Zuerst schnitt er Lettern aus Holz und band sie mit Bindfaden aneinander, dann fertigte er sie aus einer Mischung von Blei und Zinn. Aus Geldmangel trat er mit dem reichen Johannes Faust in Verbindung, wozu sich auch Peter Schöffer gesellte. Im Jahre 1450 begannen sie, Bibeln zu drucken und zwei Jahre später erfand Schöffer die gegossenen Lettern und die Buchdruckerschwärze; denn bisher hatten sie mit Dinte gedruckt. Nach Guttenbergs Tod setzten die beiden Anderen das Geschäft fort, Faust bezog mit Bibeln und Psaltern größere Märkte, und da er eine Bibel für 60, später 30 fl. verkaufte, zog er ungemeinen Gewinn. Faust machte ein Geheimniß aus seiner Kunst, als aber bei der Einnahme von Nassau seine Gesellen zersprengt wurden, verbreitete sich die Buchdruckerkunst in alle Welt. Diese wurde aber auch dadurch ganz umgeändert in geistiger Beziehung; die Errichtung von Schulen ward erleichtert, die Schätze des Wissens, bisher in den Händen Einzelner und Eigenthum Weniger, wurden Gemeingut; Alles las und kaufte Bücher.

§ 30.

Wilhelm von Reichenau.

Sechzehn Tage nach dem Tode Johanns von Eich wählte das Kapitel den bisherigen Generalvicar Wilhelm von Reichenau; 1464—96. Dieser war seines Vorgängers würdig, weise wie Solon, der große Gesetzgeber für Athen, Griechenlands Hauptstadt, und beredt wie Salomon. Agricola von Spalt schildert ihn als einen hageren Herrn, der immer ein rothes Barret trug, nennt ihn einen gelehrten, freundlichen, haushälterischen Mann, der gerne baute und den Titel „Friedensfürst“ nicht unlieb hörte. Er war bemüht, die Reinheit des Glaubens zu erhalten, Irrlehren auszurotten, Betrüger, welche mit falschen Ablässen das Volk hintergingen, zu bestrafen,

gab seine Genehmigung zur Gründung des Klosters Mariastein und der Universität Ingolstadt, der er die Güter der Franziskaner daselbst übergab. Nicht leicht hatte Eichstätt einen größern Freund der Kunst und Wissenschaft, und besonders der Baukunst; er war Patron mehrerer Bauhütten, und ein neuerer berühmter Baumeister nennt ihn den ersten Architekten des fünfzehnten Jahrhunderts. An seiner Seite stand der Meister Roritzer, und was sie Schönes geschaffen, das zeigt uns im Eichstätter Dome heute noch der Kreuzgang, sowie manches Landkirchlein Wilhelms Wappen führt, z. B. Wasserzell. Besonders freudig griff der Bischof nach der Buchdruckerkunst, und schenkte sogleich dem Buchdruck-Magister Georg Ryser das Bürgerrecht in Eichstätt, der auch das erste Brevier druckte.

Das deutsche Reich befand sich damals in großer Bedrängniß, theils durch die Schwäche Kaisers Friedrich III., theils durch die auf's Neue anstürmenden Türken. In dieser Noth rief man überall den Namen des Bischofs von Eichstätt an. Er eilt als Gesandter nach Ungarn, um Eintracht unter den Fürsten wider den Erbfeind der Christenheit zu stiften, vertritt den Kaiser auf allen Reichstagen, und verdiente, daß der junge Kaiser Maximilian ihn seinen Vater nannte.

Wilhelm vergaß darob sein Bisthum nicht, sondern suchte Volk und Clerus neu zu beleben, darum er häufig Synoden hielt, um so selbst die Uebelstände zu beseitigen.

Am 26. Januar 1472 ward die Universität Ingolstadt im Beiseyn der Bischöfe von Regensburg, Freising, Augsburg und Wilhelms feierlich eröffnet; der Bischof von Eichstätt war Kanzler.

Das Fastengebot im Bisthume war bisher noch so strenge, daß an gebotenen Fasttagen weder Fleisch- noch Milchspeisen genossen werden durften. Die Wemdinger wandten sich um Milderung nach Rom, brachten vor, daß sie in einer kalten Gegend wohnten, wo Olivenöl nicht zu haben und sie meist der arbeitenden Klasse angehörten, welche arm sey und Fische nicht haben könne. Sie erhielten im Jahre 1480 Dispense, welche man „Butterbriefe" nannte, weil durch sie der Genuß von Milch, Eiern, Butter, nicht aber von Käse erlaubt war. Gleiche Dispense ertheilte Innocenz VIII. im Jahre 1484 gegen ein Almosen, dessen Betrag zu einem Viertheile für die Peterskirche in Rom, das Uebrige für die Liebfrauenkirche in Ingolstadt bestimmt werden sollte. — Wie weit es damals gekommen, wie frech selbst Jene waren, welche vom Kirchengute lebten, zeigt Folgendes: „Als in der Kreuzwoche die Prozession über den Roßmarkt ging, hat Domherr Gabriel von Schaumburg Gott zum Spotte aus seinen Fenstern alte Roß-

decken, Schuhe, Stiefel und altes Gezeug ausgehängt." Nur mit Noth erzwang oft der Rath der Stadt die Bestrafung solcher Frevel, denn das Capitel stand sammt dem Gesinde unter seinem Dekan.

Als Freund der Kunst zog Wilhelm den Nürnberger Patrizier Johann Pirkheimer, einen sehr erfahrenen Mann, an seine Seite und ward Taufpathe seines Sohnes Willibald, den wir noch werden kennen lernen. —

Die Einkünfte des Bisthums waren nun derart, daß der Bischof und Fürst von Eichstätt manchem Reichsunmittelbaren wohl ebenbürtig zur Seite saß. Standen ihm seit der Stiftung durch Bonifaz schon zwei Drittheile der sämmtlichen Neubruchzehnten in der ganzen Diöcese zu, so bereicherte sich sein Einkommen allmälig nicht blos durch Schankungen, sondern auch dadurch, daß viele Adelige den Bischof zum Lehensherrn wählten — solcher Lehengüter besaß er in 600 Ortschaften. Zudem versäumten die Bischöfe keine Gelegenheit, Güter zu erwerben, verschafften sich von den Kaisern stets mehr und mehr Privilegien, wie die Münzung, kleinen Zoll, Judenschutzgeld, die „Orbet" Steuer der Stadt, — Forst, Mühlen und Gewässer boten Einnahmen. Für Krieg und Neubauten war die „Nothbete", wogegen Bürger und Freie vom Heerbanne frei blieben. —

So war der Bischof in der That ein Fürst und schuf sich deßhalb wie andere Fürsten seine Ministerialen oder Diener — besondere Ehrenämter, welche er an adelige Familien erblich vergab. Die bisherigen Aemter waren der Probst, Richter, Amtmann und Zöllner, jetzt

1) das Erbmarschallamt: „das Pferd, darauf der neue Bischof einreitet, ist sammt dem übrigen Futter sein eigen." Der Erbmarschall hatte also die Aufsicht über den Hofstall und seine vielen Hundert Pferde. — Wilhelm zog mit tausend Pferden ein. Dieses Amt besaßen zuletzt die Schenken von Castell;
2) das Erbtruchsessenamt: „das erste Silber, worauf der Bischof speiset, ist des Küchenmeisters" — in der Familie Leonrod erblich; —
3) das Erbschenkenamt: „das erste Trinkgeschirr, das der Bischof benützt, ist des Schenken" — gehört der Familie Eyb;
4) das Erbkämmereramt: „wenn ein Bischof stirbt, soll man ihm geben desselben Pelz, Roß, Sattel und Waidsack, und wenn der eine Bischof das erste Amt singt, den Kelch und das Opfer." Dieses Amt brachte Martin an seine Familie Schaumburg. —

Alle diese Diener stehen am 18. November 1496 am Grabe

eines der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Wilhelm starb auf dem Schlosse zu Obermässing, und wurde im Willibaldschore beigesetzt.

§ 31.

Gabriel von Eyb.

Zu Ahrberg, wo sein Vater Pfleger war, geboren, hatte Gabriel seine Studien in Erfurt und Padua gemacht, wurde Domherr zu Würzburg, Bamberg und Eichstätt und am 5. Dezember 1496 zum Bischofe gewählt, als welcher er bis 1535 die Diöcese leitete. Es war eine trübe Zeit, die der Bischof durchlebte. Nach dem Tode Ludwig des Reichen entbrannte zwischen dessen Schwiegersohne Rupprecht und dem Herzoge Albrecht von München ein Krieg, welcher das Hochstift in seinem in Mitte liegenden östlichen Theile verwüstete, dann aber entzündet sich der Brennstoff und lodert in Deutschland zur hellen Flamme empor, die Jahrhunderte nimmer zu löschen im Stande waren.

Die Geschichte der zwei letzten Bischöfe, Johanns und Wilhelms, zeigt uns in deren Wirken, wie eine kräftige Hand dazugehört, so manche Uebel, die in der Kirche, bei Laien und Clerus eingerissen, zu beseitigen, die reine Lehre zu schützen, Mißbräuche abzustellen und gesundes, geistiges Leben zu erzielen. Wenn nun dieses zu erstreben den frömmsten, gebildetsten und edelsten Bischöfen nur schwer gelang, so war es gewiß in manchem Bisthume traurig um Sitte und Glauben bestellt, wo die Hirten ein gemächliches Leben führten oder doch um die Leitung ihrer Heerden sich wenig kümmerten. Weil gar Vieles zu wünschen war, kam es, daß beim ersten Anpralle Männer voller Wissenschaft und Liebe zum Guten und Anhänglichkeit an die Kirche die Bewegung begrüßten, bis sie einsahen, daß die Strömung zu weit ging.

Die bisherige Lehrweise (Methode) an Universitäten, wie hauptsächlich in Klöstern, war die Scholastik, welcher in dem gelehrten Reuchlin und allen Jenen entschiedene Gegner erstanden, die sich vorzüglich mit der Sprache und Wissenschaft der alten Griechen befaßten und sie zur Grundlage aller Bildung haben wollten — man nannte sie Humanisten. Letztere, meist gelehrte Laien, Staatsmänner und Beamte, Lehrer an Stadtschulen und Universitäten, trafen im Kampfe gegen die Scholastik meist Mönche, in deren Zellen sie gar Manches zu tadeln fanden, was die gereizte Spannung nur vermehrte. In diesem Augenblicke brach ein Streit Reuchlins und der Dominikaner in Köln über den jüdischen Talmud (Gesetzbuch) aus,

welcher in Spott und Hohn über die Mönche ausartete, während die Ritterschaft gerade jetzt ihren vollen Haß gegen die Geldkönige jener Tage, die Fugger und Welser in Augsburg ausgoß. Da kam es, daß der Dominikaner Tetzel den Ablaß verkündete, den Leo X. zum Bau der Peterskirche in Rom ausgeschrieben. Es ist wohl behauptet, nicht aber bewiesen worden, daß Tetzel die Lehre vom Ablasse falsch verkündete. Wir wissen aus dem Vorhergehenden, daß diese Lehre nicht neu, von der Kirche selbst über sie mit Strenge gegen Fälschung gewacht wurde. Der Ablaß ist nicht die Nachlassung der Sünden, welche das Sakrament der Buße wirkt, sondern der zeitlichen Strafen für die Sünden, die wir hier oder jenseits abzubüßen haben. Wider diese Art der Verkündung des Ablasses schlug Luther am 17. October 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, während er selbst gestand, „ich verstund nicht, was der Ablaß war;" er ließ dabei aber die Lehre der Kirche noch ganz unangetastet.

Martin Luther, im Jahre 1483 zu Eisleben geboren, studirte zu Erfurt, trat dort in das Augustinerkloster und ward 1507 zum Priester geweiht. Talentvoll suchte er in der Klosterzelle die innere Unruhe durch Studien, besonders der heiligen Schrift zu bemeistern, und ward dadurch aus einem Verzagten ein Selbstgerechtfertigter, der den Menschen ohne gute Werke, einzig durch den Glauben seine Rechtfertigung vor Gott finden ließ. — Auf sein Auftreten schrieb Tetzel eine gute Schrift über den Ablaß gegen Luther, für den sein Orden und besonders die Humanisten Partei nahmen. Als der Streit nach Rom gebracht wurde, sah Leo X. nur eine Mönchszänkerei, die sich bald legen würde. Luther ward kühner, griff die Lehre vom Ablasse selbst an, welches zur Folge hatte, daß er den Reinigungsort, die Rechtfertigung durch Glauben und Werke, läugnete. Der Beifall, den er besonders von der unruhigen Ritterschaft und von der studierenden Jugend fand, dann auch der Widerstand, den er in den Theologen fand, reizten ihn endlich so, daß er die Bande zerriß, die ihn bisher noch an die Kirche gefesselt, und so sprach letztere die Excommunikation über ihn. Sein Anhang mehrte sich ungemein dadurch, daß er dem Adel die reichen Kirchengüter, den Gemeinden die Wahl ihrer Geistlichen bot, den Mönchen und Nonnen die Zelle öffnete — aber damit wurde es um gute Sitten nicht besser bestellt; ja Luther selbst gestand, „daß die Dinge ärger geworden, denn sie vor unter dem Pabstthum gewesen"! Alles verlangte nach einem Concile, aber gerade die Neuerer waren es, die dasselbe zu verhindern bemüht waren, und so trat jene Spaltung ein, die Deutschland in zwei Heerlager geschieden, und ihm Eintracht und Stärke genomme

Luther fand auf dem Kampfplatze wackere Gegner, die ihm im Wissen nicht nachstanden, und besonders war es die Diöcese Eichstätt, die ihm tüchtige Kämpfer entgegenstellte. Ein solcher war der Vicekanzler der Universität Ingolstadt, Dr. Eck, nach seinem Geburtsorte Eck an der Günz, im Landgerichte Ottobeuren, also benannt; er hieß Johann Maier, geb. am 13. November 1486, erhielt den ersten Unterricht von seinem Oheime, dem Pfarrer Martin Mayer zu Rottenburg am Neckar, und wurde schon mit 14 Jahren zu Tübingen Magister der freien Künste; worauf er Theologie und Kirchenrecht studierte, mit 15 Jahren aber schon Vorlesungen über Mathematik und Philosophie gab. Zu Straßburg am 13. Dezember 1508 zum Priester geweiht, stieg sein Ansehen und Verkehr mit den berühmtesten Gelehrten, darunter Reuchlin, so weit, daß ihm Neider nicht entgingen. Er verließ ihretwegen Freiburg, wo er Professor war, und erhielt, nachdem er Doctor geworden, die Lehrstelle der Theologie zu Ingolstadt. Von nun an widmete er sein Wissen und seine Kraft dem Kampfe, der die Kirche bewegte. Vom Bischof Gabriel aufgefordert, notirte Eck 18 Sätze aus Luthers Thesen, mit dem er selbst vor Kurzem in freundschaftlichen brieflichen Verkehr getreten, und legte deren Irrthümer dar. Es kam zwischen Beiden zur Disputation in Leipzig, wobei Eck siegte, und Luther zürnend und lästernd abzog. Pabst Leo X. beruft den Vicekanzler nach Rom, wohin er 1520 im strengen Winter wandert, setzte eine Commission nieder, auf deren Gutachten der Pabst 41 Sätze Luthers verdammt und Widerruf von demselben verlangt. Eck wurde mit Verkündung der Bulle in Deutschland beauftragt, was in Eichstätt und Ingolstadt vorerst geschah. Dadurch machte sich Eck viele Gegner, welche, wie Domherr Bernhard von Adelmann, selbst Prior Leib von Rebdorf sogar auf den Bischof Gabriel gerechnet, aber sich bitter getäuscht hatten, denn dieser kannte Luthers Schriften selbst. Mit Luther excommunizirte der Bischof seinen Vetter, den Domherrn Adelmann, den Vorkämpfer der lutherisch gesinnten Geistlichen und auch Pirkheimer, den Freund der Humanisten, die Beide sich reuig der Kirche unterwarfen. Zweimal, 1521 und 1523, schickte der Herzog von Bayern Eck nach Rom, einige Pfründen für die Universität zu erhalten. Zu Augsburg widerlegte Eck die Confessio Augustana (das Augsburger Bekenntniß), in welcher Melanchthon, um das Kirchengut gegen gierige Fürsten zu sichern, die bischöfliche Administration, selbst den Pabst anerkennen wollte, wenn katholischerseits Priesterehe und Laienkelch angenommen würden, wodurch allen übrigen Lehren sollte der Eingang verschafft werden. Ecks Widerlegung wurde mit Wuth aufgenom-

men, der Kaiser hoffte, die Sache im Guten, besonders auf einem Concile zu ordnen, er schrieb eine Disputation nach Worms aus, die ohne Erfolg blieb. Nun sank in Eck die Hoffnung für den Frieden, und er täuschte sich nicht. Auf dem Colloquium zu Regensburg holte er sich eine Krankheit, der er am 10. Februar 1543 unterlag. Er war ein offener, biederer Charakter, ein Mann ohne Falsch, fröhlich im Kreise der Freunde, der nichts mehr haßte, als Heuchelei, einfach in seiner Kleidung und freundlich im Umgange. Wie roh jene Tage gewesen, beweisen die Schriften seiner Gegner, welche den Todten im Grabe noch mit Koth besudeln. —

Einen andern Gegner fand Luther an dem Prior Kilian Leib zu Rebdorf, bei dessen Beschreibung seiner erwähnt werden soll. Auch er hatte sich von Luthers Auftreten Gutes versprochen, sah aber bald, daß derselbe von der Kirche ablenkte, und stand dieser gläubig zur Seite. —

Ein großer Verehrer des Reformators war Willibald Pirkheimer, geboren 5. Dezember 1470 zu Eichstätt, dem Bischof Wilhelm Taufpathe gewesen. Er hatte 7 Jahre in Italien studiert, zählte zu Nürnbergs Patriziern, ward allda Senator und Anführer der Truppen dieser Reichsstadt, Rath des Kaisers Maximilian, Gesandter bei verschiedenen Gelegenheiten und galt als besonderer Freund der Humanisten. In seinem Hause fanden Gelehrte und Künstler, besonders Albrecht Dürer, freundliche Aufnahme. Er hatte sich von Luthern, dessen Heftigkeit er tadelte, viel versprochen, glaubte, daß eine Kirchenversammlung eine Verbesserung der Mißstände herbeiführen würde, trennte sich aber, durch Kilian Leib eines Bessern belehrt, und erschüttert durch die Excommunikation des Bischofs Gabriel, von der neuen Lehre und wollte nichts wissen von der Freiheit, die man predigte, aber zugleich Mönche und Nonnen nöthigte, die liebgewonnene Einsamkeit zu verlassen. So trat er deßhalb gegen den Rath zu Nürnberg für seine Schwester Charitas, Abtissin zu St. Clara, auf, als man sie vertreiben wollte. Von Luthers Anhängern wegen seines Abfalles, von den Katholischen wegen seiner frühern Neigung zu jenen getadelt, dazu von dem Podagra geplagt, brach dem Pirkheimer das Herz, wenn er sah, wie die Fürsten mit dem Worte „Glaubensfreiheit" spielten, indem sie heute ihre Unterthanen zum Calvinismus, morgen zur Augsburger Confession nöthigten, nach dem damals geltenden Grundsatz: cujus regio ejus religio, wessen Land, dessen Glaube. Er starb — von seinen Töchtern war eine Nonne in St. Clara, die andere in Bergen — am 23. Dezember 1530 zu Nürnberg. — Die Diöcese Eichstätt verlor nicht weniger als 150 Pfarreien, der Markgraf in Ansbach, der Pfalzgraf zu

Neuburg, der Graf von Pappenheim, die Schenken von Geyern, die Reichsstadt Weissenburg hatten dem neuen Glauben gehuldigt und ihre Untergebenen zum selben geführt. — Das Wort „Freiheit", welches die Reformation auf ihre Fahne geschrieben, hatte nach mancher Seite eine höchst unliebe Wirkung hervorgerufen. Die Bauern verstanden darunter ein Freiwerden von schwerem Drucke und harten Abgaben. Im Jahre 1524 erschienen in Oberschwaben zwölf Artikel der Bauern, in welchen sie die Wahl ihrer Pfarrer und ihrer Obrigkeit, Freiheit von allem Jagd-, Fischerei- und Frohnden-Zwang, Entlastung von Grund und Boden, Abgabe von Bau- und Brennholz fordern. Von allen Seiten sammelten sich Bauern, und mordeten unter Adel, Geistlichkeit und Bürgern. — In Wellheim hatte Zacharias Krell, daselbst geboren, früher in Diensten des dortigen Grafen von Helfenstein, später Advokat in München, sich durch List in den Besitz des Schlosses gesetzt und von dort die Bauern der Umgegend aufgewiegelt, zu denen sich noch 200 Tuchknappen von Eichstätt gesellten. Helfensteins Wittwe rief gegen die Empörer die Bürgerwehr von Neuburg zu Hilfe. Krell spähte eben vom Thurme aus, da traf ihn am 10. April 1525 eine Kugel durchs Gehirn, damit war aber den Bauern das Signal gegeben, auf Eichstätt und die Burg loszurücken. Dort hatte Hans Henle, Tuchmacher, sich öfters der bürgerlichen Freiheiten gegen bischöfliche Beamte angenommen; dieser knüpfte nun mit den aufständischen Bauern bei Obermässing und um Spalt Unterhandlungen an. In Eichstätt selbst fand am Palmsonntage ohne Wissen des Rathes eine Bürgerversammlung statt, die einen Zug zum Freiwasser beschloß, um dort im Fischwasser der Gemeinde — darum Freiwasser, weil Jeder ein Recht habe — zu fischen. Unter dem Vorwande, die Stadt zu schützen, hatte Henle die Bewaffnung der Bürger und Befestigung der Stadtmauer betrieben. Am Rudmannsberge bei Thalmässing standen 8000 Bauern unter Anführung eines Wolf Haggenmüller, welche das Schloß zu Obermässing und Greding, in Plankstetten, Titting und Erkertshofen plünderten, im letzten Orte schnitten sie dem Bauer Hildebrand Thürmaier als Spion, wie sie vorgaben, die Zunge aus. Die wackeren Bürger von Berching und Beilngries wiesen sie von ihren Thoren ab. Als der Pfalzgraf Herzog Friedrich von Neumarkt an den Mässinger Berg gegen die Aufständigen anzog, glaubte Haggenmüller mit Hilfe Henle's sich in Eichstätt verschanzen zu können, aber Letzterer traute nicht. Herzog Friedrich läßt nun in der Nacht zu gleicher Zeit mehrere Mühlen anzünden; ein Theil der Bauern glaubt, es brennen ihre Dörfer und zerstreut sich in wilder Hast. Da stürmt der Pfalzgraf von allen Seiten auf das Bauernlager — Alles nimmt Reißaus —

der Aufstand ist geschlagen, drei Bauern lassen die Köpfe, ebenso die Rädelsführer — Henle verschwand — kam aber wieder, und ward später sogar Bürgermeister. Die Bauern bezahlten die Zeche des Aufstandes theuer, so daß Mancher um Haus und Hof kam. — Das der Bauernkrieg im Eichstättischen!

Bei all diesen Wirren verlor Bischof Gabriel den Muth nicht. Er erließ wirksame Verordnungen für Ruhe der Stadt, sowie eine Bierordnung im Jahre 1529: „Eine Maß Bier soll gelten 1 pf. bis Walburgi, von da bis Jakobi 3 hl., bis Michaeli 3 pf.," — dann Zunftordnungen, worin Aufrechthaltung des Gewerbes, der Bürgerwehr, Zucht und Ordnung, sowie Verhinderung von Betrug und Uebervortheilung beabsichtigt sind. Unter dem Vorgeben, der Bischof sey zu alt, wollten einige Domherren denselben zu einem Coadjutor nöthigen, welches Begehren Gabriel zurückwies, „weil die Einkünfte des Hochstiftes hiezu nicht ausreichten." Er schaffte den Mißbrauch ab, daß die Brautleute bei der Einsegnung die schönsten Meßgewänder anzogen und aus dem Kelche des Priesters tranken, um dadurch die Vermählung Christi mit seiner Braut darzustellen. — Als Strafe des Verläumdens wurde dem Schuldigen ein Stein an den Hals gehängt, — so wurde er an den Pranger gestellt und mußte 100 Eier bezahlen. Der Stein trug die Aufschrift:

Zum Klapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zu Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt.

Im Jahre 1521 war ein so treffliches Weinjahr, daß man von Hirschberg, Mässing und Wernfels 600 Eimer bekam.

Am 30. November 1535 starb Gabriel, und ward im Domchore beigesetzt, wobei Dr. Eck die Leichenrede hielt.

§ 32.

Fortsetzung der Bischöfe.

Nach Gabriel bestieg am 14. Dezember 1535 den Stuhl des hl. Willibald Christophorus, Graf von Pappenheim, der schon nach 3 Jahren stirbt. Ihm folgt: Moriz von Hutten, 1539—52, ein gottesfürchtiger, leutseliger und gelehrter Herr. Er hielt am 25. November 1548 die letzte Synode zu Eichstätt, wo die Errichtung von Schulen an Collegien und in Städten anbefohlen wurde, und der Bischof jeden Geistlichen aufforderte, irgendwelche Klagen ungescheut vorzutragen; des Jahres darauf ist das letzte Provinzialconcil in Mainz. Großen Verlust hatte das Bisthum durch den Abfall so vieler

Pfarreien, aber um so kräftiger begann jetzt neues kirchliches Leben. Gar nicht selten kamen Mönche und Nonnen und suchten bei dem Bischofe Schutz und Hilfe, der nicht selten, um für sie zu sorgen, Geld aufnahm — 12 Klöster waren in 23 Jahren abgefallen. — Moriz hatte den gelehrten Johann Dobneck, genannt Cochlaeus (cochlea, Schnecke), weil derselbe von Wendelstein geboren, — wie man damals meist lateinische Benennungen wählte — mit sich nach Eichstätt gebracht, und ihm ein Canonikat im Willibaldschore angewiesen; im Jahre 1545 begleitete er seinen Bischof zum Colloquium (Unterredung) nach Regensburg, und zeichnete sich als Vorkämpfer der katholischen Lehre aus, ging 1548 nach Mainz und starb 1552.

Die neue Lehre hatte auch die Fürsten in zwei Lager geschieden; die protestantischen schloßen im Jahre 1530 den schmalkaldischen Bund, die katholischen am 5. März 1534 die Eichstätter Einung, und am 30. Januar 1538 den neunjährigen kaiserlichen Bund. Raubend zog das Heer des schmalkaldischen Bundes durch die Diöcese und als die Hessen vom 19. Juni bis 1. Juli 1552 in der Nähe Eichstätts Lager schlugen, übten die Soldaten unter dem Titel der Religionsfreiheit in den Wallfahrtskirchen zu Polenfeld und Erlingshofen brutale Gewalt, in Schönfeld wurden die Altäre geschändet, in Meilenhofen zerriß Herzog Moriz von Sachsen mit eigener Hand das Meßbuch.

Benefiziat Jakob Artpat zu St. Walburg stiftet 1540 ein Capital, aus dessen Zinsen jährlich arme Bürgerstöchter 16 fl. Aussteuer zur Verehelichung erhalten sollten, und noch 1200 fl. zur Unterstützung für Arme; deßgleichen Domherr Johann von Seckendorf im Jahre 1546 ein Capital von 1040 fl., von dessen Rente 12 Arme zu belohnen seyen, welche jeden Donnerstag dem Antlaßamte beiwohnen. Um diese Zeit rief Herzog Wilhelm von Bayern die Jesuiten nach Ingolstadt, welche Congregation vor Kurzem Ignazius von Lojala gestiftet hatte, und die als mächtiger Damm jeder Neuerung entgegentrat. — Moriz starb am 6. Dezember 1552 und wurde in die Pfarrkirche begraben. Ihm folgt:

Eberhard II. von Hienheim 1552—60. Kaiser Karl V. legt müde des Kampfes, getäuscht in seinen Hoffnungen, von seinen Getreuen verlassen, die Krone nieder und stirbt betend für den Frieden der Kirche als Mönch vom Kloster St. Justus bei Valladolid in Spanien am 21. September 1558. Auch der ehrwürdige Prior Kilian Leib zu Rebdorf geht am 16. Juli 1553 zur Ruhe, nachdem er dem Kloster 50 Jahre vorgestanden. — Arm, krank, blind und verlassen von Allen, mit Ausnahme seines Hofnarren Peter, sinkt auch Eberhard in die Gruft am 4. Juli 1560.

Martin von Schaumburg, 1560—90, zu Nassenfels im Jahre 1523 geboren, wo sein Vater Pfleger war und man noch sein Geburtshaus mit dem Erker zeigt, wird als Priester von hoher Bildung geschildert, der zu Ingolstadt und Bologna studierte; im Umgange einnehmend, liebenswürdig und offen, hatte er hohe Begeisterung für die Kirche. Die weltlichen Herren nannten ihn Vater, die geistlichen ihren Freund als Spiegel des Priesterthums. Wir wissen, wie sich Alles nach einem allgemeinen Concile sehnte: am 13. Dezember 1548 ward ein solches zu Trient eröffnet, aber die Pest vertrieb die Väter desselben, die erst am 1. Mai 1551 wieder dorthin zurückkehrten, wo sie die Gewalt des Churfürsten Moriz von Sachsen wieder zerstreute, bis Pius IV. sie am 29. November 1560 auf das Neue berief, hauptsächlich auf Andringen seines Neffen, des hl. Erzbischofs und Cardinals Carl Borromäo von Mailand. Der Pabst hatte hiezu auch die protestantischen Fürsten eingeladen und sie seine Söhne genannt, deren Forderungen sollten gehört werden, aber sie erschienen nicht. Bischof Martin sandte am 22. Juni 1362 den Weihbischof Haller mit den Begleitern Wolfgang Holl und Bartholomäus Thiermayr von Schönfeld dorthin ab. Drei Jahre waren die Kirchenfürsten beisammen, am 4. Dezember 1563 ward die Versammlung von 255 Bischöfen unterzeichnet, geschlossen, nachdem sie unter vielen weisen Anordnungen den Geistlichen den römischen Katechismus in die Hand gegeben, die streitigen Punkte festgestellt und in 23 Sitzungen den Bischöfen die Gründung von Seminarien anbefohlen hatte. Im Jahre 1562 verbreitete eine Seuche Schrecken und Tod in die ganze Umgegend von Eichstätt; die Pfarrer starben in Menge dahin, in der Noth liefen die Leute, oft schon von der Krankheit angesteckt, zum Generalvikar Kuchner, zeigten ihm ihre Pestbeulen und riefen um Hilfe. Als der Bischof dessen Bericht vernahm, weinte er, bestieg selbst das Pferd und reichte in den Ortschaften den Sterbenden die heiligen Sakramente. Um für ähnliche Fälle zu sorgen, sollte im Sinne des Concils von Trient ein Seminar erstehen, und schon am 26. November 1564 weihte Haller hiezu eine neue Kirche zu Ehren der hl. Catharina, dort, wo jetzt die Schutzengelkirche. Es erhielt den Namen des hl. Willibald und war das erste in Deutschland. An demselben wurden alle Gegenstände gelehrt, es war eine Universität, ohne den Namen zu tragen, was in der Nähe Ingolstadts Rom nicht gestatten konnte; berühmte Lehrer und Schüler hat die Anstalt gezählt, wie Dr. Johann Stuber, Bauerssohn von Lippertshofen, als Professor zu Ingolstadt gestorben im Jahre 1623, Hildebrand Thiermair von Erkertshofen,

Hofrath des Bischofes, Oswald Fischer von Arnsberg, Weihbischof in Freising.

Neben dieser Stiftung errichtete Martin Schulen in Märkten und Dörfern und übertrug den „Schulmeistern" den Kirchendienst. Im Jahre 1565 hält der Bischof selbst in Buchsheim eine Versammlung von 26 Priestern, um sich von ihrer Fähigkeit für priesterliche Verrichtungen zu überzeugen, denn er, das Muster der Priester, will nur gute Priester haben. — Auch als Fürst war Martin nicht unthätig: 1564 erhielt die Stadt Eichstätt in 16 Artikeln das peinliche Gerichtsverfahren für Verbrechen, er kaufte das Fraisch- (Hals = über Leben und Tod) Gericht in Kinding, erließ Vorschriften für Polizei und Rechtspflege, dann Ehehaftsartikel (S. 50) für die Aemter der Landvogtei. Ehehaftsämter waren: die Aicher, Brodschauer, Bier- und Fleischsetzer, Häring-, Roß-, Schwein- und Schafschauer, Steiner, Viertelmeister, Feuerhaken-, Eimer-, Leitern-Austheiler. — Am Ehehaftstage hielt der Richter mit 12 Schöppen Gericht, der Dorfführer zeigte alle Frevel an, Amtleute und Fürsten mußten erscheinen, das Verhandelte und das Urtheil ward aufgeschrieben. — Dem Betteln steuerte die Pettelordnung vom Jahre 1585, worin auch das Ansingen in den Knöpflesnächten, d. h. Neujahr und Dreikönig, nur mehr von Nachmittag 2—4 Uhr erlaubt war; im Jahre 1569 war eine Fischerordnung erschienen.

Am 28. Juni 1590 starb Martin, sein Leichenredner konnte sagen: Er war der beste Vater, weil er für die Seinen ein Seminar errichtete, er war der gehorsamste Sohn der Kirche, weil er dieß gethan auf den Wink des Concils. Er ruht im Dome; ihm folgte:

Caspar von Seckendorf, 1590—95, der erst nach langem Sträuben wegen seiner Kränklichkeit die hohe Würde annahm. Seine kurze Regierung gibt uns nur Beweise seiner Frömmigkeit in Spenden von jährlich 1000 Dukaten für arme Kirchen. Domherr Georg von Leonrod stiftet mit 5000 fl. Stipendien für 2 Alumnen. Caspar entsagte seiner Würde und das Capitel wählte nach seinem Wunsche:

Johann Conrad von Gemmingen, zu Lebzeiten seines Vorfahrers noch Verweser 1595—1612. Er war Edelknabe der Königin Elisabeth von England, die ihm bei seiner Thronbesteigung ein werthvolles Geschenk machte (S. 72), hatte Frankreich und Italien bereiset, und war 1591 Domdechant in Eichstätt geworden. Daß er großes Vermögen besessen, beweisen seine Reisen, wie seine Freigebigkeit gegen die Domkirche und seine Residenz; allein auch Wissenschaft und Kunst pflegte er fürstlich. In sechsspännigem Wagen, umgeben von zahlreicher Dienerschaft,

ließ er sich an den einzelnen Orten, wie Greding, Thalmässing 2c., huldigen. Besonders aber zeichnete sich Conrad aus durch den Bau der Willibaldsburg, wie wir sie jetzt in Trümmern schauen, mit den zwei Thürmen und dem 200 Fuß tiefen Brunnen, und durch Anlage eines wunderherrlichen Gartens unterhalb der Burg auf nördlicher Seite, in welchem die gesuchtesten ausländischen Gewächse standen, deren Berühmtheit in Europa sprichwörtlich wurde. Troz den vielen Kriegsstürmen war der Bischof ein sparsamer und sorgsamer Haushalter. Am 7. November 1612 entschlief er, und ruht im Dome auf der Epistelseite des Hochaltars, wo ihm sein Nachfolger ein schönes Denkmal setzte; dieser war:

Johann Christoph von Westerstetten 1612—36. Er hatte eine höchst traurige Zeit zu erleben. Vor Allem lag ihm die Erziehung guter Priester am Herzen, als Schüler der Jesuiten zu Dillingen und als Probst zu Ellwangen hatte er deren Wirken kennen gelernt und die Infel mit dem Entschlusse übernommen, sie nach Eichstätt mit sich zu nehmen. Hier konnte ein Jünger des hl. Ignazius nichts Auffallendes seyn, weil schon der Pater Jais oft bei Bischof Martin, und der gelehrte Gretser aus Ingolstadt in Rebdorf sich aufhielt. Allein als der neue Bischof seinem Beichtvater P. Berthold und noch einem Jesuiten Beichtstühle in der Domkirche anwies, trug man doch Bedenken, hinanzutreten, bis endlich der Bischof selbst als der Erste beichtete.

Mit Widerstreit seines Capitels führte Christoph am 19. Oktober 1614 die Jesuiten in das Seminar ein, welche sogleich die Congregation Mariä Verkündigung gründeten, der sich bald Geistliche, Adel, fürstliche Räthe und die Bürgerschaft anschloßen. Er kaufte nun drei Gärten und baute durch den Bruder Jakob Kurrer eine Kirche, die er am 30. August 1620 zu Ehren der heiligen Schutzengel weihte; neben ihm, der zum ersten Male das römische Prälatenkleid trug, gingen bei dieser Feier die Bischöfe von Bamberg und Augsburg, der Probst von Ellwangen und der Herzog von Neuburg, der vor Kurzem zur Kirche zurückgekehrt. Am 12. Oktober dieses Jahres weihte der Bischof in Gegenwart der Vorgenannten und der Fürsten Ferdinand und Aloysius von Gonzaga die neuerbaute Klosterkirche der Kapuziner, im Jahre 1624 legte er den Grundstein zum Seminare, wie es jetzt noch steht. Die Bischöfe Marquard, Johann Anton I. und II., die Weihbischöfe Rink und Rieberlein sind dessen Zöglinge. 65000 Seelen verblieben durch die Wirksamkeit der Jesuiten der Eichstätter Kirche.

Um seinen Clerus in stetem Verkehr unter sich und mit dem Bischofe zu erhalten, führte Christoph statt der Synode die

Capitelscongresse ein, zu welchem Ende er acht Capitel oder Dekanate bildete, bei deren Versammlungen alljährlich er selbst oder sein Stellvertreter den Vorsitz führte, und dabei Verordnungen publicirte, Klagen entgegennahm und das Wohl der Diöcese berieth.

Der fürstliche Leibarzt Ehrensberger stiftet 7000 fl. und ebenso Domherr von Ladenberg eine Summe zu Stipendien für Studierende. Eine Verordnung befiehlt, daß vom 1. Oktober 1613 an kein weißes Bier als der Gesundheit schädlich darf gebraut werden. Die Fischpreise wurden festgesetzt: 1 Pfund Hecht zu 8 kr., Krebse 3 kr., wenn 8 Stücke, und 6 kr., wenn mehr auf ein Pfund gehen. Im Jahre 1627 brach eine pestartige Seuche aus, weßhalb mehrere Domherren flohen. Um den Leuten Muth zu machen, blieb der Bischof; dagegen suchte er im Kriegsgetümmel drei Jahre Zuflucht bei den Jesuiten in Ingolstadt und später in München. In diesen Zeiten der Noth beleben sich wieder die Wallfahrtsorte, 50000 pilgern nach Eichstätt. Eines wird dem Bischofe zum Vorwurf gemacht, und das sind die vielen Hexenprozesse: Barbara Schiller, Forstmeistersfrau, Hans Perner, Rath, Georg Pruckmair, Kanzellist zu Eichstätt wurden u. A. daselbst verbrannt. Gebeugt über das Elend seiner in Schutt begrabenen Residenzstadt, wovon sogleich die Rede seyn wird, fühlte sich der 73jährige Greis zur Milderung der Noth zu schwach, entsagt am 21. Oktober 1636 der Regierung und stirbt am 29. Juli 1637; er ruht auf der Evangelienseite im Domchore.

§ 33.

Der Schwedenkrieg.

Die Glaubensspaltung hatte der Einigkeit Deutschlands den Todesstoß versetzt; vergebens suchten die Kaiser die Parteien zu vereinen, umsonst hatten sie ihnen Stillschweigen auferlegt — zwei Heerlager standen sich gegenüber. Die calvinischen Fürsten hatten am 4. Mai 1608 unter sich zu Ahausen einen Bund — Union — geschlossen, welchem auf katholischer Seite am 10. Juli 1609 zu München durch Bischof Julius von Würzburg die Liga entgegentritt, als deren Hauptkämpfer Churfürst Max in München und sein Feldherr Tilly zu nennen sind.

Indem wir den Namen „Tilly" aussprechen, müssen wir zur Ehrenrettung desselben, und um jene Zeit näher kennen zu lernen, Eingehenderes, als vielleicht hier am Orte ist, vernehmen; denn wir halten es für Pflicht eines jeden Katholiken, den Mann nach Wahrheit zu kennen, dem Deutschlands größter Dichter, Schiller, die Brandstiftung von Magdeburg

angedichtet und der 60 Jahre lang als Mordbrenner verläumdet wurde.

Johann Tserklas, Freiherr von Tilly, wurde im Februar 1559 in der Nähe von Brüssel geboren und den Jesuiten zur Erziehung gegeben; er widmete sich dem Kriegshandwerke, führte unter Alexander von Parma die Picke und im Kriege gegen Churfürst Gebhard von Köln ein Regiment, diente unter Schwarzenberg gegen Frankreich, kämpft 1600—1606 gegen die Türken, dann auf der Seite Rudolphs II. gegen dessen Bruder Mathias, und lebt, als Letzterer Ungarn und Mähren erhält, als Privatmann, bis Herzog Max in München ihn ruft. Max ist ein gebildeter Fürst, spricht italienisch, französisch und spanisch, dabei höchst wohlthätig, an seinem Hofe herrscht Sitte und besonders Nüchternheit, was an anderen Höfen nicht der Fall war, er ist der einzige Fürst, der keine Schulden hatte. An seinem Hoflager war der mäßigste und stillernsteste Mann — Tilly. Nie hatte der Wein Gewalt über ihn, er blieb unverheirathet, war Mönch im Feldherrngewande. Obschon 61 Jahre alt, ist sein Geist frisch, die Glieder gestählt durch Mäßigkeit und Abhärtung; klein, sehnig, mit breiter Stirne, Adlernase und starkem Barte, macht er auf Jeden einen ernsten, aber wohlwollenden Eindruck; sein Charakterzug ist Religiösität, zweimal täglich hört er die heilige Messe und ist ein besonderer Verehrer Mariens, ihr Name dient ihm zum Schlachtenruf, ihrer Kapelle zu Altötting gedenkt er im fernsten Norden mit Geschenken. Als Feldherr der Liga zieht er gegen den abtrünnigen Churfürsten Friedrich von der Pfalz, erobert Prag, Pilsen, Cham, und am 10. Oktober 1621 Neumarkt. Während die Söldner (um Sold oder Lohn gedungen) anderer Heerführer, z. B. Mannsfelds oder des katholischen Wallenstein, morden, sengen und brennen, hält Tilly die strengste Mannszucht. Bei ihm, „dem alten Vater Johann", wie ihn die Soldaten nennen, hat jeder derselben Zutritt; wohin er zieht, läßt er durch Einquartierungs-Commissionen für den Unterhalt seiner Soldaten sorgen, wodurch diese oft in größte Noth gerathen, sein Bett ist eine Matratze auf zwei Brettern, er schläft angekleidet, ißt allein und nimmt nicht einmal an Festen Theil, die ihm zu Ehren veranstaltet werden, dagegen ist er ungemein höflich, geleitet selbst die Abgesandten der Fürsten bis zum Wagen. Während Wallenstein als Lieferant der Kriegsankäufe wie durch Spekulation zu fabelhaftem Reichthum gelangt, 100 Leibrosse und 68 Pferde für seine Dienerschaft, dazu noch 50 Sechsspänner für die Küche und 50 Vierspänner für die Dienerschaft hält, ist die Zahl der Pferde für Tilly sammt Dienerschaft 68. Bei Wallenstein hat ein Rittmeister 100—400 Thaler wöchentlich, bei Tilly

28, darum gehen viele Offiziere zu Ersterem; dieser, ein versteckter Feind Tilly's, weiß ihn mit Versprechungen hinzuhalten, und man darf mit Recht sagen, Deutschlands Schmach und Tilly's Untergang ist das Werk Wallensteins. Selbst Pappenheim hält mehr zu Wallenstein, als zu Tilly, gegen den auch noch am Hofe eine Partei thätig ist. — Kaiser Ferdinand hatte am 6. März 1629 das unglückliche Restitutionsedikt erlassen, nach welchem alle geistlichen Güter, die nach dem Passauer Vertrag (1552) eingezogen worden, zurückgestellt werden sollen; wo solches mit Gewalt geschieht, ist Tilly dagegen, überall kämpft er für die Rechte der Städte und auch der Protestanten, deren er mehrere in seinem Heere zählt. Am 5. Juni 1630 reiset Kaiser Ferdinand zum letzten Fürstentage nach Regensburg, wo nur vier katholische Fürsten erscheinen. Uneinigkeit und Streben nach Unabhängigkeit ist das Gift jener Tage — und zur nämlichen Stunde besteigt König Gustav Adolph von Schweden sein Schiff zum Unglücke Deutschlands. Als ihn seine Kriegsräthe warnen, antwortet er ihnen: „Wenn ich Sieger bin, so sind sie (die Deutschen) meine Beute." Kein deutscher Fürst hat ihn gerufen, kein Religionsdruck ist vorhanden. Niemand denkt an einen Religionskrieg, selbst dann halten protestantische Stände noch zum Kaiser, als Gustav im Lande, bis er sie oft zwingt, ihm zu schwören, und dem Kaiser die Treue zu brechen. Ein protestantisches Kaiserthum auf den Trümmern des Hauses Habsburg zu gründen, war des Königs Absicht; zur Erreichung der Vernichtung des Kaiserhauses leisten ihm die Generalstaaten von Holland Geld, und Frankreich Hilfe, indeß die deutschen Fürsten Vortheil aus der Noth des Kaisers sich versprechen. Gustav in voller Manneskraft, hochgewachsen, stattlich anzusehen, mit scharfgeprägten Zügen, freundlichem Lächeln, kehrt überall das Religiöse vor, betet knieend bei seiner Landung auf deutscher Erde um Gottes Segen zum heiligen Werk, und betheuert, als Kaiser und Churfürsten ihn mahnen, Nichts gegen das Reich im Sinne zu haben. Weder der Cardinal Richelieu, der Frankreich regiert, noch Pabst Urban VIII. denkt daran, als gelte es die Religion. Als er von Grausamkeiten Gustavs gegen Katholiken hört, protestirt der Cardinal dagegen. Während der König allein den Befehl und unumschränkt führt, ist dagegen Tilly bald durch Wien, bald durch München, bald durch Mainz gebunden. Immer weicht ihm Gustav aus, er hat Magdeburg gegen den ligistischen Feldherrn aufgehetzt, ohne der Stadt die versprochene Hilfe zu bringen; doch seine Gehilfen sind nicht unthätig daselbst gewesen: wie Tilly auf Pappenheims Ungestüm hin die Stadt berennt, da springen in ihr Pulverminen und richten ein furchtbares Feuer an. Tilly ruft

seine Soldaten zum Retten und unter übermenschlicher Anstrengung gelingt es ihm, den Dom, ein Denkmal der Baukunst, dem Feuer zu entreißen. Während nach damaliger Kriegssitte eine eroberte Stadt den Soldaten als Beute gehört, erlaubt der Feldherr den Seinen nur zwei Stunden die Plünderung — seine Beute ist ein Knabe, den er von der Brust der getödteten Mutter nimmt. Die Stadt selbst dankt ihm für seine Mildthätigkeit. Hatte der Feind Tilly's im Sprengen der Pulverminen ihn mit der Stadt dem Verderben geweiht, so wurden jetzt die Minen gegen seine Ehre angezündet, um ihn auch moralisch zu tödten. Auch bei Leipzig unterliegt der alte Feldherr wieder durch Pappenheims Voreiligkeit, und nun fällt eine Stadt um die andere dem Schweden zu. Nürnberg gibt dem Könige Gustav einen silbernen Erdglobus zum Geschenke, alle Gegenstände von Werth nehmen ihren Weg nach Stockholm. Als am 15. April der Schwede bei Rain eine Brücke über den Lech schlägt, trifft Tilly eine Falkonetkugel oberhalb des Kniees, er zieht mit seinem Heere gen Ingolstadt, indeß Gustav sich in Augsburg huldigen läßt. Tilly's Wunde wird gefährlicher, im Hause des Rechtsgelehrten Arnold liegt er am Sterbebette, sein letzter Brief ist an Gustav gerichtet, worin er gegen Verletzung des Völkerrechtes protestirt. Schon früher hatte er sein Testament gemacht, die Kinder seines Bruders sollen ihn beerben — sein Besitz ist gering, eine reiche Halskette, Geschenk der Infantin Isabella von Spanien, vermacht er nach Altötting, seine Soldaten, die ihn am Breitenfelde gedeckt, erhalten 60000 fl. und in Hamburg stiftet er eine tägliche Messe. Kein Fluch bedeckt sein Leben. Am 25. April 1632 fühlt er die letzte Stunde nahen; mit den Worten: Herr! auf Dich hab' ich gehofft, richtet er sein sterbend Auge nach dem Kreuze und haucht, beweint von seinen Kriegern, seine Seele in dem Augenblicke aus, als der Feind die Thore der Stadt bestürmt. Der alte Feldherr, von Deutschlands Helden der größten Einer, ruht dort, wohin so oft sein Herz sich gesehnt — in Altötting; das schönste Denkmal, das er sich gesetzt, ist der Dom zu Magdeburg.

Als der Schwede am 17. August 1631 bei Leipzig gesiegt, rückte er gegen Bayern vor. Schon im Oktober gerieth in Eichstätt Alles in Bestürzung, die Schätze der Stadt wurden nach Ingolstadt geflüchtet. Einige Hoffnung leuchtete, als Tilly am 5. Februar 1632 selbst durch Eichstätt kam, wo er in der Schutzengelkirche die heilige Messe hörte. Am 14. Juni erscheint Gustavs Heer auf den Höhen vor der Stadt, welche sich für dieses Mal um 90000 fl. ihre Schonung erkauft. Gustav fällt in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 und nun erst werden die Dinge ärger. Raub und Mord, Feuer und Schwert

geleiten die der Kriegszucht baren Schweden. Am 26. April 1633 brandschatzt Bernhard von Weimar Eichstätt mit 180000 fl. und 3000 fl. eigens von den Jesuiten. Die Willibaldsburg, welche von den Feinden am 11. Mai besetzt ward, entriß ihnen am 25. Oktober der tapfere Reitergeneral Johann von Wörth. Aus Rache schickt Bernhard 600 Mann, die Stadt anzuzünden, das Feuer ergreift jedoch nur 30 Häuser, da macht die Besatzung der Veste einen Ausfall und stößt die Schweden nieder. Aber Bernhards Rachedurst konnte nur die Asche der Stadt kühlen. Unter dem Landgrafen Johann von Hessen-Darmstadt und dem Finnländer Haßvurt ordnete er einige tausend Mann nach Eichstätt ab. Alles zittert, man eilt in die Kirchen, die heilige Wegzehrung zu empfangen; in der Schutzengelkirche schreiben die Mitglieder der Congregation ihre Namen auf den Seidenmantel eines Muttergottesbildes, und — merkwürdig! — nach den Schreckenstagen war kein Todter unter ihnen!

Flüchtige Landleute meldeten bereits am 5. Februar das Nahen des Feindes, die Bestürzung stieg auf's Höchste, Alles wollte fliehen, Wenige konnten es. Der Schrecken auf der einen, die Liebe zum heimatlichen Herde auf der andern Seite machten es unmöglich. Die Nacht des 6. Februar war angebrochen, banges Schweigen lagerte über der Stadt, um 8 Uhr ertönt Sturmgeschrei vom Hochgerichte her, es stürmt der Feind, um 10 Uhr springt unter seinen Hacken das Westenthor. Wer sich retten will, flieht nach der Burg — ein dichter Menschenknänel wälzt sich dorthin, im Gewühle verstummt das Jammern der Zertretenen; im Rücken mordet der Feind, von vorne tödten die Kugeln der Veste, welche den Feind abwehren. Letztere wird aufgefordert, sich zu ergeben, und als der Commandant auf sein Schwert und seine Kanonen deutet, da lodern die Vorstädte in hellen Flammen auf, bald darauf die Stadt. Während alle Thore mit Ausnahme des am Buchthale, wo die Schweden ein- und ausziehen, verschanzt sind, plündern die Feinde und häufen Stroh, Holz und alle brennbaren Gegenstände zum Brande. Das mußten katholische Soldaten thun, die beim Anblicke wehrloser Frauen und Kinder, Hungernder und Armer zurückschauderten, aber die Säbelklingen der Offiziere zwingen sie dazu und um 3 Uhr Nachmittag stiegen die Feuersäulen zum Himmel, und vom Winde erfaßt werden sie zum Feuermeere, aus dem sich eilend die Soldaten retten. Der Morgen des 13. Februar hob den Schleier, 444 Häuser und 7 Kirchen liegen in Asche, nur 127 Häuser sind übrig. Nach und nach sammeln sich etliche Bewohner und suchen in Kellern und Gewölben Unterkunft, Schaaren von Waisenkindern mehren das Elend; Seuchen

brechen aus, die Aussaat wird von Mäusen zerfressen, Lebensmittel sind zu den theuersten Preisen nur zu haben. Eine rächende Kugel trifft bei Nördlingen den Landgrafen von Hessen, Haßvurt wird bei Neumarkt getödtet. In unsäglichem Elende verfloß das Jahr 1634 für Stadt und Land. Was das Feuer verschonte, mordete der Schwedentrank. Lebenden und Halbtodten goß man Mistjauche oder andere ekle Flüssigkeit ein und trat mit Füßen auf den Unglücklichen herum. Daher der alte Volksspruch:

Der Schwed ist komma, hat Alles mitgnomma,
Hat d' Fenster eingschlagen, hat 's Blei davontragen,
Hat Kugeln draus gossen, hat d' Bauern erschossen.

§ 34.

Die Fürstbischöfe.

Johann Christoph, von dem wir zuletzt geredet, schildert seinen Nachfolger Marquard, der am 21. Oktober 1636 gewählt wurde, und bis 1685 den Hirtenstab führte, als einen Mann, der mit dem Adel der Geburt den der Seele vereine, mit großer Milde geziemenden Ernst, mit Bescheidenheit hohen Eifer für die Religion, und mit Frömmigkeit große Klugheit verbinde. Eichstätt verlangte von dem neuen Bischofe, daß er es aus dem Schutte hebe und seine Wunden heile. Der Himmel sandte einen solchen Arzt! Marquard, aus der Familie Schenk von Castell, war 1605 geboren, hatte bei den Jesuiten in Dillingen und Eichstätt studiert, weßhalb diese einen besonderen Gönner an ihm finden. Von 220 Seelsorgsgeistlichen hatte der Krieg nur mehr 70 übrig gelassen, Hunger und Pest hatten das Ihrige noch dazu beigetragen, und so standen oft 6 Pfarreien unter Einem Priester. Es war fast kein Dorf, wo der Schwede nicht gehauset und ein Neubau oder Reparatur des Gotteshauses wartete. Um die Bewohner des Hochstiftes in ihrer Noth mit Saamgetreide zu unterstützen, befahl Marquard dem Kastner zu Nassenfels, in jenen Dorfkirchen, wo mehr als zwei Glocken waren, eine abzuheben und zu verkaufen. So gingen 166 Zentner um 2400 fl. darauf. Er war der erste Bischof, der zum Bischofsstabe das Schwert in sein Wappen aufnahm und die Titulatur: „Hochwürdigster und gnädigster Fürstbischof" anordnete. Unter ihm erstanden wieder die Jesuitenkirche mit Collegium, St. Walburg, Kapuzinerkirche, Hofmühle und der Haupttheil der Willibaldsburg, welche der Blitz zerstört hatte. Es wurden Verordnungen gegen alle Exzesse bei Hochzeiten und Kindstaufen erlassen, und das sogenannte Fetzeln für Erwachsene wegen der stattfindenden Mißbräuche verboten. — Vom

Collegium der Aerzte wurde am 12. Juli 1654 vorgeschrieben, wie man sich bei der Sonnenfinsterniß am 12. August zu benehmen habe: 1) Soll Jeder zwei Tage vorher fasten, 2) Pillen vor- und nachher nehmen, 3) weder Mensch noch Vieh unter freiem Himmel gehen und nicht durch die Fenster schauen. Für richtige Verwaltung des bischöflichen Einkommens hob Marquard die Rentmeisterei auf und errichtete die Hofkammer. Um die Einkünfte zu mehren, ertheilte der Kaiser am 5. Januar 1659 einen Landzoll mit den Hauptstationen: Eichstätt, Berching, Ornbau und Pleinfeld. Obwohl der Fürstbischof die letzten fünf Jahre viele körperliche Leiden zu ertragen hatte, ging er als kaiserlicher Provinzialcommissär doch im Jahre 1684 nach Regensburg, starb aber schon am 18. Januar 1685; er ruht auf der Epistelseite im Chore, ein wahrer Vater für seine Unterthanen! Den Stuhl St. Willibalds bestieg dessen Verwandter, Johann Euchar Schenk von Castell, 1685—97. Er beschäftigte die ärmere Klasse durch Bauten, setzte über dem Portale der Dominikanerkirche die Mariensäule und übernahm das Protektorat der Rosenkranzbruderschaft. An seinem 70. Geburtstage schenkte er den Jesuiten 6000 fl., nach St. Walburg 1000 fl. und zur Gründung eines Krankenspitals für Dienstboten mehrere 1000 fl. Seine Generalvikare mußten viele Kirchenvisitationen halten. Am 17. August 1687 wurde mit großer Feierlichkeit in der Pfarrkirche zu Eichstätt ein muhamedanischer Knabe getauft. Erhielt ein Mann von seinem Weibe Schläge, wurde ihm am Fastnachtstage ein Schlägel vor die Hausthüre gelegt; trat die Braut vom Altare zurück, stieß sie der Brautführer mit Gewalt in den Stuhl zum Zeichen, daß sie aus der Gesellschaft der Ledigen ausgeschlossen; auch führte man an Fastnacht einen Strohmann, Doll oder Löll herum, und hielt über ihn Gericht, wobei alle Scandale, die im Dorfe vorgekommen, ihm vorgehalten und er sodann verbrannt wurde. — Alles dieß, was nicht ohne Exzeß abging, wurde abgeschafft. Am 6. März 1697 starb Euchar und ruht im Dome.

Ihm folgte Johann Martin, 1697—1704, ein von Eyb, geboren zu Mörnsheim am 30. August 1630, hatte zu Eichstätt und Dillingen studiert und ward 67 Jahre alt zum Bischofe erwählt. Wegen der Erbfolge in Spanien begann ein Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich, in welchem am 16. Juli 1703 bei dichtem Nebel 200 Mann französisch-bayerische Kürassiere Eichstätt um 82000 fl. brandschatzten und 2 Geiseln aus den Hofräthen mitnahmen. Ebenso wurde Schernfeld, Mörnsheim und Dollnstein heimgesucht. Für diese Kriegssteuer mußte sich jeder Beamte des Fürstbischofes den 5.—6. Theil seiner Besoldung abziehen lassen. Die Befreiung von Kriegsnoth

schrieb Eichstätt der Fürbitte des hl. Franz Xaver zu, dem zu Ehren heute noch eine Oktave gefeiert wird, und ein Denkstein in der Schutzengelkirche aufgestellt ist. Der Fürst hatte sich nach Herrieden und später nach Forchheim geflüchtet. Am Pfingstmontage war es Brauch, vom Gewölbe der Kirche eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes herabfliegen zu lassen, worauf ein Wasserguß nachfolgte; der Begossene mußte den „Pfingstvogel" machen, d. h. sich in eine vogelartige Gestalt stellen, um welche das Volk tanzte, — ein Unfug, der strenge verboten ward.

Das Pfründespital zum heiligen Geist lag seit 1634 eingeäschert; mit einer Schenkung von 62000 fl. begann Martin den Neubau, wobei drei Personen verunglückten. Heute noch gewährt dasselbe 61 Pfründnern Unterstützung, deren 34 im Gebäude wohnen; sie erhalten wöchentlich 1 fl. und 2 Laib Brod und haben dafür der Messe und dem Rosenkranze anzuwohnen. Dem Spitale gehört ein bedeutender Wald bei Buchenhüll. Am 30. September 1704 starb Martin, dessen Herz im Spitale ruht.

Johann Anton I. 1704—25, aus der rheinländischen adeligen Familie der Knebel von Katzenellenbogen. Er hatte im Jahre 1666 zu Rom im deutschen Seminare vor Pabst Alexander VII. eine Rede gehalten, und dann zu seiner Ausbildung Italien und Deutschland durchreiset. Von ihm erzählt man, daß er täglich von der Willibaldsburg zur Frauenkapelle gegangen und den Rosenkranz gebetet, den er auch in der Pfarrkirche einführte. Im Jahre 1711 erbaute er den englischen Fräulein Kirche und Kloster, und setzte seine Nichte zur Vorsteherin; von ihm stammt auch das Portal am Willibaldschore und das Seminar im jetzigen Krankenhause. Der Fürst war ein Freund der Künste und Wissenschaften und hatte eine Hofkapelle um sich; in seinem Testamente setzte er die Armen und milden Stiftungen zu Erben ein, er starb am 27. April 1725 und ruht im Willibaldschore. Sein Nachfolger war:

Franz Ludwig, Freiherr Schenk von Castell, 1725—39; er wird als liebevoll, jedoch ernst geschildert, wendet im Leben und Sterben der Familienstiftung der Schenken, dem Krankenhause, mit aller Liebe große Summen zu, führt das Fest des hl. Johannes von Nepomuk ein, vollendet im Jahre 1730 die Residenz und baut 1735 die Sommerresidenz mit Hofgarten. Das üppige Leben des französischen Hofes findet auch in Deutschland Nachahmung. Im Jahre 1730 gibt Franz Ludwig dem Churfürsten von Mainz zu Ehren in Greding eine fünftägige Hofjagd, wobei 170 Hirsche, 91 Stück Wildpret, 23 Rehe, 81 Eber, 200 Hasen, 2 Wölfe, 19 Füchse und 2 Dachse erlegt

wurden. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Hofgarten zugewendet; so blühte einmal eine Aloe in 6000 purpurnen und goldgelben Blumen. Als der Fürst im Jahre 1735 dem bayerischen Hofe in Ingolstadt Besuch abstattete, ward er fürstlich empfangen. Den Zahlmeister seines Vorfahren, Bertlin, der sich Unterschleife erlaubte, ließ er prozessiren; derselbe wurde zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, ein Jude Heilbronner, aus gleichem Grunde, mit Ruthen aus dem Lande gepeitscht. Ludwig starb am 17. September 1736. Das Capitel wählte:

Johann Anton II., einen Freiherrn zu Freyberg und Eisenberg in Hopferau, 1736—57. Er war Pfarrer bei Braunau und zuletzt bei Mindelheim, und wurde mit 62 Lebensjahren aus einem stillen zurückgezogenen Leben auf St. Willibalds Stuhl gesetzt. Als der Fürstbischof einst einen ungezogenen Dienstboten eines Domherrn strafen ließ, begann gegen ihn das Capitel einen Prozeß, weil sein Dienstpersonale nur unter dem Domdechant stünde. Der Streit dauerte sieben Jahre und kostete 20000 fl. — Seit 1269 wußte man Nichts mehr von den Gebeinen des hl. Willibald, 1744 wurden sie in einer Urne aufgefunden, was nicht wenig zur Feier des 1000jährigen Bestehens des Bisthums beitrug, welche mit fürstlicher Pracht begangen wurde. Hiezu erhielt der Fürstbischof nebst einem Jubelablasse für sich und seine Nachfolger das Ehrenrecht gleich dem Erzbischofe, sich das Kreuz unmittelbar vortragen zu lassen. Das Einkommen des Bischofes berechnete sich auf 250000 fl. Im Jahre 1749 hielt der Hirschbergische Landrichter die letzte Schranne in Buchsheim. Johann Anton hatte das seltene Glück, als Priester sein 50jähriges Jubiläum zu feiern, am 8. September 1749, für welchen Tag er den Dom mit dem schönen Hochaltar schmückte, und dem Feste die Krone in seiner Waisenhausstiftung mit 40000 fl. aufsetzte. Am 20. April 1757 ging er zur ewigen Ruhe.

Den erledigten Bischofsstuhl bestieg Raymund Anton, Graf von Strassoldo, 1757—81, er entging in Folge unvorsichtigen Verschluckens einer Kornähre, welche sich im Schlunde festsetzte, als Knabe wundervoller Weise nach langem Leiden der Todesgefahr und ward deßhalb von seiner Mutter dem Dienste Gottes verlobt. Nachdem er seine Studien zu Rom vollendet, kam er nach Eichstätt, ward zur Freude des Volkes 1751 Domdechant und am 5. Juli 1757 Bischof. Raymund wird von seinen Zeitgenossen als ein Fürst geschildert, der zum Herrschen wie geboren war; unbeugsamen Charakters in Allem, was er als Recht erkannte, ein strenger Wächter über Zucht und Ordnung, war er ein Fürst, der gleich den übrigen Fürsten seinen Hof in Glanz zu halten wußte und dennoch Priester war, welcher

mit solcher Strenge die Gesetze der Kirche beachtete, daß nicht einmal seine eigene Schwester ohne Zeugen mit ihm reden durfte. Ein Freund der Künste und Wissenschaften, wollte er sie nur als im Glauben fußend. — Die Pracht und Verschwendung unter Ludwig XIV. hatte Frankreich in allen Schichten der Gesellschaft um Ehre und Glauben gebracht, sogenannte Philosophen trieben in Schriften, Schauspielen und Gedichten ihren Hohn mit der Religion, ja sie verschworen sich zu deren Vertilgung. An der Spitze stand Voltaire (1694—1778), ein kalter, frevelnder Witzling, um dessen Gunst König Friedrich II. von Preußen — er nannte ihn nur Patriarchen des Unglaubens — und Kaiserin Katharina von Rußland buhlten, der ausrief: „Ich bin es satt, immer zu hören, daß zwölf Menschen (Apostel) das Christenthum gegründet; ich will zeigen, daß es nur Einen braucht, es zu vernichten.“ „Wann,“ ruft Diderot, des Vorigen Spießgeselle, „wann werde ich den letzten der Könige mit den Gedärmen des letzten Priesters erwürgt sehen!“ Solchen Menschen lieh Frankreich, ja Europa sein Ohr! Die heftigsten Gegner dieser Ungläubigen waren die Jesuiten, deren Aufhebung ihren Feinden im Jahre 1770 durch Pabst Clemens XIV. gelang. Dadurch gewann der Unglaube ungemeine Ausbreitung, selbst Bischöfe wankten im Gehorsam gegen den römischen Stuhl und wollen ihm nur mehr einen Ehren-Vorrang eingeräumt wissen. Raymund wankt nicht, er tritt der neuen Aufklärung mit Macht entgegen, und gibt seinem Clerus ein Buch (Pastoral-Instruktion) in die Hand, das ihm zur Richtschnur in all seinen Arbeiten dient, und den Namen Raymund's noch heute berühmt macht. Mit schwerem Herzen kam der Bischof dem päbstlichen Befehle nach, die Jesuiten auch in Eichstätt aufzuheben; es geschah am 14. März 1774, sie behielten aber noch die Lehrstühle. Unter ihnen ist besonders zu nennen der gelehrte Ignaz Pickel, ein geborener Eichstätter, Professor der Mathematik, Physik und Astronomie, den Mannheim, München und selbst Kanton in China auf ihren Lehrstuhl wünschen, — ein physikalisches Armarium (Sammlung von Instrumenten für Geometrie, Zeichnen, Mechanik, Modelle ꝛc.) und ein reiches Naturalienkabinet sind Früchte seines Eifers; letzteres kam in 43 Kisten später nach München, und 24 Quartbände hatte Pickel darüber geschrieben. Besonders viel verdankte ihm die Eisenschmelze in Obereichstätt. Er bildete auch einige Schüler zu Geometern aus und verfaßte einen Leitfaden für praktische Vermessung der Waldungen; öffnete 100 deutsche Grabhügel und bereicherte damit sein Armarium, das gleichfalls nach München wanderte. Er starb hochbetagt und hochgeehrt im Jahre 1818; in den jüngsten Tagen hat die Stadt beschlossen, an seinem Sterbehause eine Gedenktafel zu setzen. — Im Kriege,

den Preußen und Oesterreich durch 7 Jahre führten, blieb Eichstätt verschont, doch hatte man Werthvolles nach Ingolstadt geflüchtet. — Kinder, die ohne die Taufe gestorben, trug man damals an Wallfahrtsorte, oft acht Tagreisen weit, um dort zu beten und ihnen die Taufe ertheilen zu lassen. Raymund verbot Solches. Er vollendet auch das Waisenhaus, zu welchem Bürgermeister Michael Gegg ausständige Forderungen zu 60000 fl. schenkt. Fast alle Straßen und Alleen, die wir um Eichstätt treffen, sind von ihm, 180000 fl. hat er hiezu verwendet. Sein Lieblingsschloß war Hirschberg, für das er die Kuppeldachung von der Willibaldsburg und von Arnsberg nahm. In den Hungerjahren 1770 und 1771 läßt er Getreide aus Sachsen und Holland kommen und unterstützt zu billigen Preisen seine Unterthanen mit Saatgetreide. Bisher durften die Bräuer in Eichstätt ihr Bier nicht zu gleicher Zeit ausschenken, sondern in je vier Tagen setzten drei ihr Fabrikat ab. Zum Zeichen wurde ein Fichtenbaum an das Haus gesetzt und der „Schrötter Obmann" oder „Pamphili" setzte durch seine Ankündigung das Publikum davon in Kenntniß; jetzt aber durfte Jeder nach Belieben verschleißen. Raymund litt jahrelang am Podagra und Chiragra, war 1780 deßhalb im Karlsbad — ward bei seiner Rückkehr als wahrer Vater mit Jubel empfangen — doch die Schwäche nahm zu und brachte am 13. Januar 1781 den Tod. Selten nahm ein Fürst mehr Liebe und Dankbarkeit mit in's Grab, als Raymund. Am 27. März dieses Jahres wählte das Capitel

Johann Anton III., Freiherrn von Zehmen, 1781—90, schon 66 Jahre alt. Als dem Volke vom Fenster des Capitelsaales der Name des Gewählten verkündet ward, blieb es gegen seine Gewohnheit stumm. Derselbe stand an der Spitze der Commission, welche die Jesuiten, die Lieblinge des Volkes, vertrieb, und darum schwieg dasselbe. Der neue Bischof war schon seines hohen Alters wegen nicht im Stande, seinen großen Vorgänger zu ersetzen, doch aber edlen Charakters, der sich mit tüchtigen Männern umgab. Das Hochstift zählte damals 11000 Familien, 57183 Einwohner in 8 Städten, 15 Märkten, 200 Dörfern und 300 Weilern. Johann Anton verbesserte die Lage seiner Beamten, gab vielfach weise Verordnungen, ließ die Straße nach Pfünz mit Bäumen besetzen und führte die Brandversicherungsanstalt ein. Im Jahre 1786 entstand die Armenbeschäftigungsanstalt im jetzigen Krankenhause, eine Schulcommission wurde errichtet, und eine Normalschule gegründet, in welcher Landschullehrer Unterricht nehmen mußten. Eichstätt zählte 500 Studierende, — ein ehrendes Zeugniß für seine Lehranstalten, — und blühte im Wohlstande der Bürger. Statt des

Flurumrittes begann der Flurgang. Am 23. Juni 1790 starb Johann Anton und mit Recht besagt sein Grabstein: „daß er das Wohl und Glück des Landes überdacht und langsam zum Ziele zu führen gesucht.“ Ohngeachtet seiner Schöpfungen mit 129000 fl. hinterließ er in der Hochstiftskassa 168000 fl., nachdem er 236700 fl. Schulden bezahlt und 91000 fl. auf Zinsen gelegt hatte.

§ 35.

Die französische Revolution.

Wir müssen jetzt unsere Blicke nach dem Westen wenden, um dort die Früchte zu schauen, welche aus dem Unglauben reifen. Es ist ein blutbeflecktes Blatt der Geschichte, an das wir kommen, aber es zeigt uns deutlich, wohin der Mensch gelangt, wenn er Gott verläßt! Es gehörte in Frankreich zum guten Tone, über die Religion zu spotten, oder ein ausschweifendes Leben zu führen. In Folge der Verschwendung stöhnte das Land unter einer unerschwinglichen Schuldenlast, Soldaten, welche aus dem amerikanischen Freiheitskriege heimkehrten, schilderten nicht blos die Freiheit dieses Landes, sondern priesen auch dessen Glück. Der König berief die Stände: 300 Adelige und ebensoviele Geistliche sammt 600 Bürgerlichen, sie sollten helfen. Letztere verlangten die Abstimmung nach der Kopfzahl, und als Adel und Geistlichkeit Solches verweigerten, erklärten sie sich allein für die Nationalversammlung. König Ludwig XVI. ließ den Sitzungssaal schließen und mit Soldaten umstellen, mußte aber zuletzt dem beharrlichen Trotze der Bürgerlichen nachgeben; es jubelten darob die Feinde des Thrones; Schlag auf Schlag folgte. Bettler, meist ohne Hosen (sansculottes) erstürmten die Bastille, und machten sie der Erde gleich, der Name Sansculottes ward von den Volksfreunden bald zum Ehrentitel. Der Erzbischof von Paris erbot sich, in der allgemeinen Noth alle überflüssigen Kelche und Kirchengefäße von Gold und Silber einzuschmelzen und in die Staatskassa zu legen; dafür schlug Talleyrand, Bischof von Autun, vor, alles Kirchengut für National-Eigenthum zu erklären und um 200 Millionen wurden die Kirchengüter feilgeboten. Um den letzten Rest der Religion und königlichen Macht zu vertilgen, erhoben sich die geheimen Gesellschaften (Klubbs), deren berüchtigtster — Jakobiner — sich in der Jakobskirche der Dominikaner versammelte. Sie trugen rothe Mützen und absichtlich schmutzige Kleider. Als Mirabeau, ihr Liebling, am 2. April 1792 starb, ward er wie ein Heiliger neben Voltaire, dem größten Gottesläugner, feierlich in der Kirche der hl. Genovefa beigesetzt. Das Bild des Pabstes

wurde öffentlich verbrannt, Klöster eingezogen, Bisthümer aufgehoben, die Geistlichen sollten nicht mehr der Kirche, sondern dem Staate den Eid schwören. Mit Entsetzen sah der König seinen Untergang, wollte fliehen, wurde von dem Postmeister Drouet erkannt und nach Paris zurückgebracht. An die Stelle der Nationalversammlung trat die gesetzgebende, aus Jakobinern bestehend. Man verbot das Tragen priesterlicher Kleidung und verbannte die pflichttreuen Priester. Der König verweigerte den Beschlüssen seine Zustimmung, dafür drohte das Volk, ihn zu morden. 50000 Priester wurden aus ihrem Vaterlande vertrieben, General Jourdan allein mordete mit seinem Haufen deren 690. Als die Nachricht von dem Vordringen der Deutschen nach Paris gelangte, stürmte der wilde Haufe das königliche Schloß und erwürgte 900 Schweizer, die Leibgarde des Königs, der sich in den Sitzungssaal des Conventes — so hieß die gesetzgebende Versammlung — flüchtete. 4000 Leichen, — gräßlich zerstümmelt, meist mit ausgerissenen Herzen — liegen vor dem Schlosse. Der König wird abgesetzt, mit Frau und Kindern eingesperrt und prozessirt. In den Gefängnissen ist kein Platz mehr, da schlägt Danton vor, die Gefangenen alle auf einmal aus der Welt zu schaffen, je mehr Blut der Freiheitsbaum trinke, desto besser werde er blühen! In sieben Tagen fallen 12000 Opfer. — Nur Eine Provinz in ganz Frankreich — die Vendee — vertheidigt noch das Recht ihres Königs und dafür büßt sie unmenschlich. Säuglinge werden in die Flammen geworfen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen zusammengebunden und in den Flüssen ersäuft; das nannte man republikanische Hochzeiten. — Endlich wird der König zum Tode verurtheilt, bebend spricht der Edle auf dem Schaffote: „Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr jetzt vergießet, nicht auf Frankreich falle!" Dann ruft sein Beichtvater: „Sohn des hl. Ludwig, steig' zum Himmel empor" und das Haupt des Unschuldigen fällt — die Nation ist seine Mörderin; ihre Wuth steigt nun zum Wahnsinne. Die christliche Zeitrechnung wird abgeschafft, der Convent erklärt feierlich: „Es gibt keinen Gott" und verbietet bei Todesstrafe die christliche Religion. Eine feile Dirne, die Jakobinermütze auf dem Haupte, das Kreuz zu ihren Füßen, bringt man in einem Triumphwagen zur Kirche und streut ihr, als Göttin der Vernunft, Weihrauch. Da traf Gottes Rache die Anführer der gottlosen Brut, Einer nach dem Andern fällt durch die Hand der Brüder unter dem Henkerbeile und zuletzt Robespierre, der Auswurf der Menschheit, vor dem ganz Paris gezittert, am 26. Juli 1794. Mit seinem Tode hört die Schreckensherrschaft auf und die Republik endet unter dem

Scepter des Soldatenkaisers Napoleon. — Das ist die Geschichte der Freiheit, die Frankreich gekostet, das die blutige Frucht der Gottesläugnung!

§ 36.

Der letzte Fürstbischof.

Es war am 21. September 1790, als sich das Domcapitel zur Wahl eines Fürsten und Bischofes versammelte. Wohl ahnte dasselbe nicht, daß es seine letzte derartige Versammlung seyn sollte. Domcapitular Joseph Graf von Stubenberg ging als der Mann des Vertrauens aus der Wahlurne hervor; ihm sollte ein Leben voll der Kämpfe und der Erniedrigung werden, dessen letzte Tage der Strahl neuer Hoffnung noch beschien. Der neue Fürst, ein äußerst gutmüthiger und wohlwollender Herr, hatte kaum die Zügel der Regierung ergriffen, da war er schon genöthigt, Gebete für Erhaltung des Friedens anzuordnen und schon zwei Monate später zogen 6000 Mann durch das Hochstift an den Rhein, um den Tod Königs Ludwig XVI. zu rächen. Von Eichstätt floßen 80000 fl. Beiträge zum Kriege. Joseph nahm sich besonders thätig der Schule an, öffnete mit seinem Capitel, als im Jahre 1795 eine Theuerung entstand, die Getreidespeicher, und gab zu billigen Preisen Lebensmittel ab. Am 25. Mai 1796 verheerte ein Hagelschlag die ganze Flur von Schernfeld bis Beilngries. — Als Frankreich sich nach Ludwigs Tod zum Freistaat erklärt hatte, zogen Europa's Fürsten, so wissen wir, den Königsmord zu rächen, mit ihren Heeren dorthin, welche abwechselnden Glückes mit den wilden Horden der Republik kämpften; aber schon 1795 erkaltet der Eifer der Verbündeten, und sie ziehen sich mit Ausnahme Oesterreichs und Englands vortheilhaft zurück, Preußen schloß einen besonderen Frieden, nur Oesterreich kämpft fort. Die Franzosen überschritten den Rhein, Napoleon dringt gen Italien, Moreau gegen Schwaben, Jourdan gegen den Main vor; die österreichischen und Reichstruppen ziehen sich zurück. Am 20. und 30. Juli 1796 hält man in Eichstätt Bittgänge, schon beginnen die Durchmärsche, und im August flüchtet der Fürst nach Graz in Oesterreich. Am 30. Juli passirten 2000 Hessen, am 3. August österreichische Chevauxlegers, am 8. August Dragoner, am 18. August 600 Mann Oesterreicher die Stadt Eichstätt und dazu erwartet man voll Angst das Corps des Generals Bernadotte. Am 11. September lagert eine Abtheilung Oesterreicher bei der Aumühle, ging bei der Speckmühle und Pietenfeld dem Feinde entgegen, wurde zurückgedrängt und flüchtete gen Kipfenberg. Moreau's Truppen brandschatzten die Umgegend. Am 12.

September hieß es, die Franzosen kommen; Alles läuft aus Neugierde zur Aumühle, so daß ob der Menge der Zuschauer der französische Commandant einen Volksaufstand vermuthet, und als er den Grund hört, mit den Worten vorwärts zieht: „anderwärts laufen die Leute vor uns davon, hier gehen sie uns zum Spaß entgegen." Da erscheint General Desair mit 12000 Mann, von denen 4000 in der Stadt und 4000 in der Umgegend einquartirt werden, während 4000 bei der Aumühle bivouakiren. 80000 fl. finden sich in der Staatskasse, wovon die Franzosen 66000 fl. mit 800 Säcken Haber, 1500 Zentnern Heu, 15000 Pfund Brod und 40 Ochsen nehmen; vom 17. — 20. September folgt der Durchzug der Oesterreicher, daher Moreau gegen Pietenfeld zieht, mit dem 4. Oktober endet der Durchzug. Seit 1792 hatte Preußen mit Eichstätt über Austausch der Eichstätter Unterthanen, welche sich im Ansbacher Gebiete befanden, gegen die Aemter Stauf und Solenhofen unterhandelt, allein im Juli 1797 nimmt es wider Recht und Gerechtigkeit Besitz und verpflichtet die bischöflichen Beamten zu Ornbau, Abenberg und Kronheim, alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Im Jahre 1797 wird Eichstätt zum Militärspitale ausersehen. Von August bis Dezember werden 2000 Kranke verpflegt, wovon 300 starben, Eichstätts Frauen und Jungfrauen versehen sie mit Charpie. Am Neujahrstage 1800 brannte es in der Residenz, ein Vorfall, der am ersten Tage eines neuen Jahrhunderts unglücksvoll für Eichstätt gedeutet wurde. Eine Verordnung setzt den „Synod- (weil zu dieser Zeit alljährlich die Synode gehalten wurde) oder Domkirchweihmarkt auf den 13. Oktober fest.

Die Reichsstände hatten eine kräftige Fortsetzung des Kampfes gegen Frankreich beschlossen, wozu Eichstätt 640 Mann stellen und 12837 fl. beitragen mußte, aber Napoleon brach am 14. Juni 1800 bei Marengo Oesterreichs Macht und in Folge dessen kommt das Hochstift in Feindes Hand, der Fürst flüchtet nach Ansbach, das Capitel nach Ellingen. Napoleon Buonaparte, der in Egypten glücklich gekämpft, gewann unter Frankreichs Generälen allmälig die Oberhand, und stellte sich als erster Consul an die Spitze. Die Soldaten der Republik hatten am 18. Februar 1797 Rom genommen, und den Pabst Pius VI. aus seinem Schlafgemache als Gefangenen fortgeschleppt, der am 29. August 1799 zu Valence starb. Man wagte nicht, den Todten ohne Erlaubniß Napoleons zu begraben. Mit seinem Nachfolger Pius VII. schloß der Consul am 15. Juli 1801 ein Concordat, am 2. August 1802 hatte Frankreich denselben auf lebenslänglich zum Consul erwählt. — Nach der Flucht des Fürsten hatte Eichstätt viel zu dulden. Am 1. Juli 1800 erschien General

Ney, verlangt 348000 fl. sammt 150 Pferden und läßt die Einquartierungscommission, welche die Unmöglichkeit dieser Leistung vorstellte, verhaften, begnügt sich mit 600000 Livres, 18000 Pfund Brod, 60 Ochsen, 40 Trommelfellen, 300 Patrontaschen und allen Tuchen der Kaufleute. Die ganze Stadt bemüht sich, die Forderung zu befriedigen, nochmals werden 300 Säcke Haber und 40 Transportwagen verlangt. Boten durchziehen das Hochstift, eine Beisteuer zu erhalten. 50000 fl. schickt man nach Neuburg. Am 4. Juli zieht Ney mit den Geißeln, dem Minister Ow, Domherrn Stahremberg, Zehmen und Geheimrath Pöckl ab, die wie Kettensträflinge behandelt werden. In 6 Tagen waren 212000 fl. Contribution beigesteuert. Darauf kam General Joba, vom Volke „Schiebein" genannt (weil er Alles mitnahm), der für 80000 Mann tägliche Nahrung verlangt und 300 Mann zu Schanzarbeiten forderte; er zog nach Nassenfels, statt seiner kamen die „Schlacken", ein Corps Republikaner ohne Zucht und Ordnung, der Schrecken jedes ehrlichen Mannes. Joba kehrt zurück und holt sich die schöne Büchersammlung aus der Residenz. Nun folgt ein Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich, wobei die Altmühl beide Armeen in Eichstätt trennen sollte. Auf der Spitalbrücke war darum ein französischer und österreichischer Wachtposten. Da neckt der muntere Franzose den trockenen Ungar und zerrt ihn am Barte; der aber versteht keinen Spaß und wirft den Franzosen über die Brücke in die Altmühl, aus der ihn seine lachenden Kameraden retten. — Zur Vernichtung der Feste Ingolstadt mußte Eichstätt den Franzosen 740 Mann schicken. Auf Grund des Luneviller Friedens verließ am 28. März 1801 der letzte Franzose das Land; nach demselben kamen alle deutschen Lande links des Rheins an Frankreich, die dadurch geschädigten Fürsten sollten durch die Länder der geistlichen Fürsten schadlos gehalten werden. Durch Vermittelung Rußlands und Frankreichs wurde am 25. Februar 1803 zu Regensburg durch den Reichsdeputationshauptschluß das Fürstenthum Eichstätt dem Erzherzoge Ferdinand von Toscana als Entschädigung gegeben. So erging es allen geistlichen Stiften, das Kirchengut wurde säcularisirt, d. h. zu weltlichen Zwecken verwendet. All das war nicht neu, die Zeit der Glaubensspaltung, die französische Revolution hatte es ebenso gemacht. Vom Standpunkte des Rechtes läßt sich ein solches Vorgehen nie billigen, denn Bischöfe und Aebte hatten ihre Besitzungen durch Schankung oder Ankauf rechtmäßig erworben. Fremdes Eigenthum aber anzugreifen ist immer gefährlich, weil die Gewalt bald an den geht, der das Recht verletzt. Das erfuhr auch Europa, denn Napoleon nahm und verschenkte Königskronen

und Fürstenhüte nach Belieben. Von dem Kirchengute selbst aber, das eingezogen ward, blieb gar viel Werthvolles, manches herrliche Kunstwerk in den Händen der Vertrauensmänner hängen, statt daß sie es in den Staatssäckel ablieferten. Große Schuld trugen an der Säcularisation auch die bisherigen Besitzer von Kirchenvermögen, sie waren oft nicht mehr treue Verwalter desselben, sondern mißbrauchten es, und darum züchtigte der Herr, um durch diese Strafe seine Kirche zu läutern, und ihr treuere Hirten zu geben.

So wahr dieß für manches Bisthum, für manche Abtei ist, so macht Eichstätt davon in geistiger und materieller Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Seit Jahrhunderten zählte es Bischöfe, gelehrt und fromm, glühend für Gottes Ehre, Väter ihrer Unterthanen, in der That Seelenhirten, die inmitten der Wogen der Zeit Wissenschaft und wahre Frömmigkeit förderten, und ohne Erbarmen die Sonde ansetzten, um rechtzeitig wunde Flecken auszuschneiden. Deßohngeachtet traf auch Eichstätt das Loos der Aufhebung. Sein Fürst wollte aber die Regierung nicht niederlegen, ohne noch scheidend die schönste der Regentenpflichten zu erfüllen; im Jahre 1802 herrschte Theurung, er schaffte vorerst noch den Armen Brod, gab 5000 Metzen Korn um 30 fl. ab, während es 63 fl. kostete und entband unterm 27. November desselben Jahres von Greding aus seine Unterthanen ihres Eides. Am 3. Dezember nahmen Eichstätts Bürger in einer Adresse herzlichen Abschied von ihrem Landesvater, der ihnen für ihre Liebe und Anhänglichkeit dankt und sie zum Gehorsam gegen ihren neuen Fürsten mahnt. Doch Joseph blieb noch Bischof, der durch seinen Bruder Felix, Weihbischof in Eichstätt, viele Hundert deutsche Jünglinge weihen ließ, während alle bischöflichen Stühle verwaiset standen, und besonders durch die Mühe seines geistlichen Rathes Hayn ein Concordat zwischen Rom und Bayern erzielte, nach welchem Eichstätt Bischofsitz bleiben, und die Schultern des greisen Bischofes das Pallium der Erzdiözese Bamberg schmücken sollte. Ein neues Capitel trat an seine Seite und so sah an seinem Lebensabende der ehrwürdige Greis, der am 29. Mai 1814 sein Priesterjubiläum gefeiert und dabei 100 Arme gekleidet, noch die ersten Strahlen besserer Tage für die Kirche. Am 29. Januar 1824 verkündete die große Domglocke der Stadt Eichstätt, daß ihr letzter Fürst und edelster Wohlthäter, der sterbend noch mit 5000 fl. der Armen gedachte, nicht mehr unter den Lebenden sey! —

4. Abschnitt.

Eichstätt unter weltlicher Hoheit.

§ 37.

Der Großherzog.

Im Laufe der bisherigen Geschichte sind manche Tage des Elends an uns vorübergezogen, wir sahen die Hauptstadt in Asche liegen, die Dörfer von Feinden verwüstet, wir zählten Waisenkinder und Hungernde, die der Krieg zur Entbehrung übrig gelassen, aber wir hörten auch, wie die Fürsten Eichstätts halfen, wo es galt; sie verkauften oft ihr Silbergeschirr und die Klöster gaben den letzten Laib Brod, um der Noth zu steuern. Wer sollte sich da wundern, wenn das Volk trauerte bei dem Wechsel der Landeshoheit! Hatte Bayerns Churfürst kaum Besitz von dem Hochstift genommen, so wechselt es sogleich seinen Landesherrn; nur die oberen Aemter Herrieden, Ornbau, Abenberg, Pleinfeld und Spalt mit 18000 Einwohnern blieben Bayern, das untere Stift aber fiel dem Großherzog Ferdinand von Toscana zu, und das war für dasselbe von unsäglich schweren Folgen. Von seinem Fürsten, der es nicht kannte, 60 Stunden entfernt, um ein Dritttheil kleiner, als ehedem, ist das Hochstift von mächtigen, fremden Nachbarn umgeben, und allen Opfern eines schweren Krieges ausgesetzt.

Am 20. Februar 1803 nahm der Großherzog durch den kaiserlichen Reichshofrath von Schraut Besitz, am 24. wurden Beamte und Militär verpflichtet. Die meisten Beamten wurden nach Salzburg versetzt, bald stockte Handel und Wandel in Eichstätt. — Um die rückständige Kriegsschuld tilgen zu können, wurden Staatsgüter verkauft, wie die Haushofmeisterei, die Willibaldsburg um 11,000 fl. (die Käufer lösten aus Eisen und Kupfer allein 7000 fl.). Im Jahre 1804 wurde eine Forstlehrschule errichtet und das Land in vier Landgerichte getheilt: Eichstätt, Raitenbuch, Beilngries und Kipfenberg. Auf's Neue loderte die Kriegsflamme empor, am 8. October 1805 marschirte das Corps Marmonts durch Eichstätt nach Nürnberg, ihm folgte ein Zug von 70000 Mann von 6 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends; man holte alles Brod aus den Häusern, brandschatzte um 800000 Livres. Um 10 Uhr Nachts brannten 2 Häuser in der Spitalvorstadt, ganz nahe daran stehen die Pulvervorräthe.

Trommeln wirbeln, die Feuerglocke tönt, der Lärm wächst, der Wind treibt die Flamme auf die Pulverwägen, entzündet sich nur Einer, so fliegt die Stadt in die Luft — eine entsetzliche Nacht! Darauf wechselt ein Corps um das andere, 618000 fl. betragen die Kriegskosten und von Salzburg kein Helfer! Da seufzte so Mancher nach den früheren glücklichen Tagen. Die kostbare Monstranz im Dome, die goldenen Kelche wurden verpfändet und verkauft, der Fürstbischof gibt sein Pektorale, um die Contributionen zu bezahlen. Napoleon forderte 800000 Francs binnen 8 Wochen und 160000 monatlich, da kam der Friede von Preßburg am 26. Dezember 1805, durch welchen Eichstätt an Bayern fiel.

§ 38.

Vater Max.

Die Freude Eichstätts über den Anschluß an Bayern war vorerst noch getrübt durch die drückende Einquartierungslast; von Eitensheim bis Titting wimmelten alle Orte von Soldaten. Erst als alle Feinde abgezogen, wurde am 11. März 1806 die Besitznahme des Fürstenthums von Bayerns Fürsten, der die Königswürde angenommen, ebenso festlich als herzlich gefeiert. Im ganzen Bayerlande sprach man von dem Vaterherzen des Königs Max; ein Fürstenbild zeigt uns den Jubel schon bei seinem Einzuge als Churfürst in München, ein anderes weiset den Fürsten, wie er den Glaserlehrling Frauenhofer rettet. Soll es uns wundern, wenn Eichstätt sich unter dessen Scepter wünscht! Es ist nun nicht unsere Aufgabe, das Wirken dieses edlen Monarchen im Einzelnen vorzuführen, — denn Solches ist Sache der vaterländischen Geschichte — wir müssen uns nur auf ein Bild im engsten Rahmen beschränken.

Daß bayerische Gesetze und Verordnungen in dem neu erworbenen Gebiet zur Einführung kamen, und die vom Reichsdeputationshauptschluß eingeräumte Befugniß der Verwerthung von Klostergut in Scene gesetzt wurde, war natürlich. In Eichstätt wurde mit dem Dominikanerkloster begonnen, dann folgte Rebdorf, Plankstetten, St. Walburg und das Kapuzinerkloster. Die reichen Büchersammlungen wanderten nach München, 34 Tagwerk Gärten, 1521 Ackerfeld, 478 Wiesen und 4259 Waldungen kamen zum Verkaufe. Das Inventar von Plankstetten betrug 165,669 fl. baar sammt 324 Tagwerk Wald und 43 Felder. Aus dem Waisenhause verpflanzte man die Kinder zu armen Bürgern, die Marianische Congregation wurde aufgehoben und ihre Kelche sammt Paramenten feilgeboten. Am 26. Juli 1806 wanderte die Landesdirection nach Neuburg. Da geschah gar

Manches ohne Wissen des Königs. So erzählt man, daß der Monarch eben das Decret zur Demolirung der schönsten Kirche Eichstätts, der Schutzengelkirche, zur Unterschrift vor sich liegen hatte, als der Minister Graf Hompesch in das Cabinet trat und dem Fürsten in Wahrheit gestand, daß die fragliche Kapelle keine baufällige Kapelle, als welche man sie geschildert, sey; dadurch ward Eichstätt eine Zierde der Gotteshäuser erhalten. Wieder ging es nun in den Krieg, den Napoleon gegen Preußen führte. Marschall Davoust verlangte in Eichstätt 20000 Rationen Brod, 4000 Säcke Haber, 600 Zentner Heu und 1500 Pinten Branntwein innerhalb 3 Tagen, was auf die Hälfte gemindert wurde, nachdem am 30. Juli 3200 Mann des Marschalls Lefevre hier 2 Tage einquartiert waren. Im Jahre 1807 wurde in Eichstätt Alles verkauft, was an Häusern des Domcapitels, des Fürsten und der Klöster entbehrlich war, auch die Grabvorstellungen mit Glaskugeln wurden verboten und der Verkauf gefärbter Ostereier untersagt. Vater Max hatte Mitleid mit der alten Fürstenstadt und erhob sie am 1. Oktober 1808 zur Hauptstadt des neugebildeten Altmühlkreises mit 202000 Seelen. Im Jahre 1809 durchzogen französische Colonnen Stadt- und Landgebiet während des Krieges, der zwischen Frankreich und Oesterreich entbrannte. Als am 7. Mai in Bayern ein freiwilliges Jägercorps errichtet wurde, stellte auch die Stadt ihr Contingent. Napoleons Glücksstern sank in Rußland, woselbst 30000 Bayern ihr Grab gefunden, und der König sagte sich 1813 vom Bunde los; der Kronprinz Ludwig organisirte eine allgemeine Landesbewaffnung, um den gemeinsamen Feind zu vertreiben und Eichstätt stellt sich im geschlossenen Bataillon von Freiwilligen an die Seite anderer Städte. Es bildet sich ein Frauenverein, der wetteifert, Hemden, Strümpfe, Binden, Leinwand, Wollenzeug in das Lager des Marschalls Wrede zu senden. — Am 30. August 1814 sah Eichstätt zum ersten Male seinen geliebten König innerhalb seiner Mauern, die ganze Stadt prangte im Festgewande. Nochmals im Jahre 1815 erschien Napoleon auf dem Kriegsschauplatze, 800000 Mann stehen ihm am Rheine entgegen, um denselben in der Schlacht von Waterloo am 18. Juni auf immer zu besiegen und als Verbannter weilt er, der einst Kronen und Länder nach Willkür verschenkte, auf der einsamen Insel St. Helena. In dem Zimmer des Schlosses Fontainebleau, wo er den Pabst Pius VII. gefangen hielt, mußte er die Krone niederlegen und seine Mutter Lätitia fand einen Wohlthäter an dem Pabste, der im Triumphe von Rom, nach 6jähriger Gefangenschaft, Besitz genommen. —

Nun schwieg die Kriegstrompete, der Weltfriede war hergestellt und Bayerns König gedachte mit Wehmuth, aber

auch wieder mit Freude der Opfer, die seine Unterthanen gebracht, da erschien ein anderer Feind, Hungersnoth und Theuerung. Heftige Regengüsse im Mai, ungünstige Erntetage im August steigerten schnell die Getreidepreise, es folgte ein früher Winter und dazu Schneckenfraß. Der Waizen kostete im Jahre 1817 nicht weniger als 71 fl., Korn 68, Gerste 56, Haber 15 fl. Fürstbischof Joseph kaufte um viele tausend Gulden Getreide für die Armen. Mitten in dieser Noth folgte die Auflösung der Regierung in Eichstätt, viele Beamtenfamilien schieden und die Verdienstlosigkeit stieg. Da sah des Königs Herz die Stadt zum Wohnsitze für seinen Schwiegersohn, den Prinzen Eugen, Herzog von Leuchtenberg, aus, der das Fürstenthum um 2,638195 fl. übernahm.

§ 39.

Die Herzoge von Leuchtenberg.

Eugen, Sohn des Generals Beauharnais und der Josephine, geborenen Tascher de la Pagerie, nachmaligen Kaiserin der Franzosen, war geboren am 3. September 1781 zu Paris, hielt sich nach dem Tode seines Vaters, der im Jahre 1794 ein Opfer der Revolution geworden, in den Schreckensjahren in der Vendee auf, wo seine Mutter in Gefangenschaft lag. Als sie im Jahre 1796 den Genal Buonaparte ehelichte, begleitete Eugen denselben nach Italien und Egypten, stieg bald von Stufe zu Stufe, ward 1804 zur Würde eines kaiserlichen Prinzen erhoben, und erhielt das Vicekönigthum Italien. Am 12. Januar 1806 ehelichte Eugen die Tochter des Königs Max, Augusta Amalia, befehligte die französische Armee gegen Oesterreich 1809, ist Sieger in mehreren Schlachten und bleibt, als sich Napoleon von Josephinen trennt, der Sache seines Stiefvaters bis zum Ende treu, ward 1810 zum Großherzog von Frankfurt und Fürstprimas ernannt. Auch im russischen Feldzuge zeichnet sich Eugen aus und commandirt in der Schlacht von Lützen den linken Flügel. Als Europa das Schwert in die Scheide steckt, nimmt er von der Standesherrschaft Leuchtenberg den Titel eines Herzogs an und bringt das Fürstenthum Eichstätt an sich. Als hier am 17. Februar 1817 der edle Fürst erscheint, bezeichnet seine Ankunft eine Reihe von Wohlthaten, besonders durch Ankauf von Brod für die Hungernden. Welche Freude für Eichstätt, wieder einen Fürsten zu besitzen, der erfahren in der Schule des Lebens, alles Ruhmes vergessend, nur seiner Familie und seinen Unterthanen leben wollte. Eichstätt ward zur Residenz erhoben und dem Regenkreise zugetheilt. Der Fürst errichtete in der Dominikanerkirche eine Beschäftigungs- und Nahrungsanstalt für

Arme, wo Wolle, Flachs und Hanf verarbeitet wurden, zur Erzielung von Obstbau und Pferdezucht vertheilte er jährliche Belohnungen und sorgt besonders für die Schule. Am 15. November 1820 besuchte ihn König Max und die Königin Karoline, im Mai 1823 stand seine älteste und geliebte Tochter Josephine als Braut am Altare mit dem Kronprinzen Oskar von Schweden. Glücklich floßen die Jahre der Ruhe für den Herzog dahin, doch haben die früheren Strapazen seine Gesundheit angegriffen und wie ein Donnerschlag durchzuckt Eichstätt die Nachricht, ein Schlagfluß habe am 21. Februar 1824 dem Leben des Edlen im kräftigsten Mannesalter von 43 Jahren ein Ende gemacht. Ein Schrei des Entsetzens und des Mitleides ging durch die ganze Stadt. Und seine Familie, von der man sich so viel Glück träumte, was ist aus ihr geworden? Eugens Erstgeborner, August, der am 24. Dezember 1832 die Gerichtsbarkeit des Fürstenthums an Bayern zurückgab, und im Jahre 1834 die Königin Donna Maria von Portugal heirathete, ruht dort in Lissabon schon seit dem 28. Mai 1835 in der Königsgruft. Noch sterbend gedachte er des Freudenaufenthaltes seiner Jugend und testirte 50000 fl. zum Besten Eichstätts, die in der Dom Augusto-Stiftung ihre Verwendung nach dem Willen des Erblassers finden. Der nächste Erbe des Fürstenthums, Herzog Maximilian, verband sich mit der Tochter des Czaren Nikolaus von Rußland, und ruht seit 1. November 1852 als kaiserlicher Prinz in Petersburg unter den Todten, zu denen schon die geliebte Mutter am 13. März 1851 gegangen, die in der St. Michaels-Hofkirche in München an der Seite des fürstlichen Gatten Ruhe gefunden. Auch die übrigen Töchter des Helden, die Königin Josephine von Schweden, Hortensie Eugenie, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, und Theodolinde, Gräfin von Würtemberg, sind den erlauchten Eltern nachgefolgt, und von der zahlreichen Herzogsfamilie ist nur Amalie, einst Kaiserin von Brasilien, noch am Leben, welche im Schlosse Stein bei Trostberg in stiller Zurückgezogenheit lebt, eine würdige Tochter des wohlthätigen Eugen. Wie sehr derselbe seine Kinder liebte, zeigten seine Porträte in der Residenz, auf welchen er nur im Kriege mit Bart erscheint, indeß er in Friedensjahren denselben geschoren hat, weil ihn sonst die Kleinen fürchteten. Die Wittwe des Herzogs Max gab endlich am 21. April 1855 den ganzen Besitz um die Summe von drei Millionen an den Staat zurück, ihre Söhne führen den Titel „Prinzen von Romanovski“. — In der sogenannten Anlage oberhalb der Aumühle hat Eichstätt die Erinnerung an Eugen und August in Stein gegraben, und vor Kurzem haben Maximilians Jugendgespielen ihm ein gleiches Andenken gewidmet. So

schnell ging ein Geschlecht unter, das nach menschlichem Ermessen für Jahrhunderte zu Eichstätts Glück berufen zu seyn schien! Mögen dessen erlauchte Glieder den Lohn edler Thaten dorten empfangen haben! —

§ 40.

Die Krone Bayern.

Im nämlichen Jahre, da Vater Max seinem Schwiegersohne Eugen das Fürstenthum Eichstätt überließ, hatte des Königs edles Herz auch in dem Concordate den Wiederaufbau der Kirche begonnen und am 27. Mai 1818 begrüßte Bayern im lauten Jubel ein anderes königliches Geschenk, die Constitution. Wie sehr das Land mit Liebe an seinem Fürsten hing, zeigte der 16. Febr. 1824, an welchem, als dem 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs jede Cathedrale und jedes Dorfkirchlein gefüllt war mit Andächtigen, die zu Gott um Glück und langes Leben für den Gefeierten flehten. Da gab es kein Städtlein, das nicht alle seine Häuser in abendlicher Beleuchtung mit dem Porträte des Geliebten geschmückt hätte. Aber — siehe — am 13. October 1825 schon ritt der Herold durch Münchens Straßen, und verkündete den Tod des Königs, dem mit Recht sein Sohn und Nachfolger die Worte auf den Sarg schrieb: „So ein Herz wie das Seine, wird kaum mehr auf einem Throne schlagen.“ Max hatte an seinem Namenstage einem Festballe des russischen Gesandten angewohnt und war nach Nymphenburg zurückgekehrt, am frühen Morgen fand ihn sein Kammerdiener todt im Bette. Nun bestieg Ludwig I. den Königsthron. Geboren am 25. August 1786 zu Straßburg mußte er frühzeitig mit seinen Eltern vor der französischen Revolution flüchten, deren furchtbares Würgen in dem Knaben einen um so größeren Abscheu erzeugte, weil sie seinen Taufpathen, König Ludwig XVI., hingemordet und später der Erkorene der französischen Nation dem deutschen Volke die Knechtschaft brachte, aus deren unwürdigen Ketten es zu befreien Ludwigs Sehnen stets gewesen, wie die Lieder zeugen, die der Jüngling in jenen Tagen der Schmach gedichtet. Mit dem Wahlspruch: „Gerecht und beharrlich“ bestieg er den Thron, suchte durch weise Sparsamkeit die Abgaben zu mindern und durch wahre Bildung und echte Religion sein Volk zu beglücken. Er führte die Landräthe ein, damit sie, wie die Landstände das Interesse des ganzen Landes, jenes des einzelnen Kreises vertreten sollten, gründete den Zollverein, gab dem Lande eine geschichtliche Eintheilung nach Volksstämmen, wobei Eichstätt zu Mittelfranken kam und ein Sitz des k. Appellationsgerichts wurde.

Besondere Pflege genoß die Schule, — er förderte Handel, Gewerbe und Ackerbau. Den größten Glanz aber verleihen seiner Krone die Schöpfungen, welche die Kunst ihm verdankt. Mit Recht nennt ihn München seinen zweiten Gründer: die Bildergallerie (Pinakothek), die Glyptothek (Sammlung von Kunstwerken des Meißels), der neue Königsbau, die Kirchen in der Au, St. Ludwig, St. Bonifaz, die Allerheiligen-Kirche, die Bibliothek (Büchersammlung), die Universität gegenüber Georgianum und adeliges Fräuleininstitut, die ganze Ludwigsstraße, Bavaria, Siegesthor, die Wallhalla bei Regensburg, worin die Statuen der berühmtesten Männer Deutschlands, und die Befreiungshalle bei Kelheim, wo die Helden des deutschen Befreiungskampfes ihre Ehrenstelle gefunden, dieß Alles und dazu die Ausführung des großen Gedankens Kaisers Karl, den Rhein mit der Donau zu verbinden — in dem Ludwig-Donau-Main-Kanal — macht König Ludwigs Andenken auf immer segensreich. Eichstätt insbesondere verdankt dem Fürsten die Gründung eines Gymnasiums und Schullehrerseminars. Inzwischen kam die Störung des Jahres 1848, und Ludwig legte am 20. März zu Gunsten seines Sohnes die Krone mit den Worten nieder: „Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgütern um. Ich kann Jedem offen in die Augen schauen. — Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne gestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern — für Deutschland.“ —

Seitdem ist der edle Fürst unermüdet im Wohlthun; herbe Schläge haben ihn indeß getroffen. Am 26. Oktober 1854 nahm ihm der Tod die geliebte Königin Therese, und am 26. Mai 1862 die Tochter Mathilde, während das undankbare Griechenland dem Sohne Otto die Krone entzog, und das Jahr 1864 noch größeres Leid mitbrachte. Ungebeugt noch steht der greise Fürst, den Gott noch lange erhalte! —

Es waren düstere Tage, als König Max II. den Thron bestieg; er selbst sagt: In einer Zeit besteige ich den Thron, die mit ihren Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue ich und auf meinen redlichen Willen, dieser Zeit Gebot zu verstehen und zu vollbringen. — Max, geboren am 11. November 1811, zählte unter seinen Erziehern, Eichstätts jetzigen Oberhirten Georg von Oettl, besuchte die Hochschule zu Berlin und Göttingen und vermählte sich am 12. Oktober 1842 mit Maria, königl. Prinzessin von Preußen. Seine Aufgabe war in der That schwer. In Frankfurt tagte die Nationalversammlung; am 11. Juli 1848

war daselbst Erzherzog Johann von Oesterreich als Reichsverweser eingezogen, bald kam es zum Kampfe, den endlich Waffengewalt endete. In diesen Tagen bereiste der König sein Bayerland und überzeugte sich von dessen Treue und Anhänglichkeit, dafür lohnte ihm derselbe mit einer Reihe von Gesetzen und Verordnungen zum Besten des Landes, mit Eisenbahnen und Telegraphen, mit Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft. Er sprach das edle Wort: „Ich will Frieden mit meinem Volke.“ Schon längere Zeit kränkelnd wählte der König sich für den Winter 1863 Rom zum mildern Aufenthalte, als unerwartet König Christian VII. von Dänemark starb, wodurch aus Haß gegen dänischen Uebermuth ganz Deutschland um des Besitzes der Fürstenthümer Schleswig-Holstein in fieberhafte Aufregung gerieth. Auf Bitten der Hauptstadt kehrte Max nach München zurück, wo seiner in dem Augenblicke manche schwere Regentenpflicht wartete. Noch am 8. März 1864 hatte er in Deutschlands Interesse den Erzherzog Albrecht von Oesterreich empfangen und eine wichtige Depesche nach Frankfurt unterzeichnet, da fühlte er sich unwohl und schon Tags darauf fanden die Aerzte Gefahr. Hiervon in Kenntniß gesetzt, verlangte der Kranke selbst nach den Tröstungen der Religion, nahm Abschied von Gattin und Kindern und entschlief mit den Worten: der Wille des Herrn geschehe, am 10. März 1864.

Wie erstaunte die Hauptstadt, als die Bennoglocke das Hinscheiden des Fürsten verkündete, wie durchschauerte das ganze Land, als es die Kunde durchtönte: „der König ist todt.“ Jetzt erst zeigte sich, wie tief in den Herzen die Liebe zum Könige gewurzelt. Und diese Trauer des Volkes war gerecht, denn es verlor einen weisen und frommen Regenten. Neben seines Volkes Heil hatte Max auf glänzendem Throne der menschlichen Sterblichkeit nicht vergessen, längst schon stand, wie Wenigen bekannt, sein Marmorsarg im Königspalaste gefertiget; als ob er seine Tage gezählt, hatte er sich „Worte des Trostes für einen Sterbenden“ erbeten, und sie noch rechtzeitig erhalten. So war er vorbereitet, als ihm der Todesengel nahte, um ihn zum Lohne edler Thaten zu führen. Auf die Kunde von Erkrankung des geliebten Bruders war die Erzherzogin Hildegard von Wien hergeeilt, um sich durch die Reise den baldigen Tod zu holen, in den ihr eben so schnell die erlauchte Schwägerin, die Wohlthäterin der Armen, Prinzessin Luitpold folgte.

Unter solch harten Schicksalsschlägen stieg auf Bayerns Thron dessen jugendlicher Erbe, Ludwig II., erst 18 Jahre alt. Mehr gedrückt durch die Bürde der Königskrone, welche Gott so früh auf seine Schultern gelegt, als darniedergebeugt

durch Schmerz, folgte er der Leiche des geliebten Vaters in die Theatinerkirche, aber eben darum wird Bayern seine Liebe zu seinem Könige verdoppeln, um dem Vater zu danken in dem Sohne, und für ihn einzustehen in den Stunden der Gefahr. Schließen wir diesen Abschnitt mit dem Wunsche:

Lange und glücklich herrsche über Bayerns schöne Gauen

Se. Majestät

Ludwig II.!

II. Abtheilung.

Eichstätt als Residenzstadt.

---

§. 41.

Name, Lage und jetzige Verhältnisse.

Es ist wohl Keiner unter den Lesern, der sie nicht kennt, die alte Bischofsstadt; ist es ja dem Bübelein sein längstes Gedenken, wie es hierher zur heiligen Firmung gegangen oder gefahren, wie es geschaut, als es die großen Thürme sah, und erschrack, als die große Glocke ertönte; — heute noch meint es zu verspüren, wie dortmals sein junges Herz gepocht, als der Bischof mit Infel und Stab näher gekommen, und wie es voll Angst nach der heiligen Handlung ein Kreuz gemacht und wie neugeboren ob des überstandenen Schreckens aufgeathmet, um aus der Hand des Firmpathen dessen schönes Geschenk entgegenzunehmen. Ist so im Allgemeinen ein Bild der Stadt in der Seele, so soll dieses nun durch Aufzählung des einzelnen Merkwürdigen erweitert werden.

Der Name „Eichstätt“ — so mag die richtige Schreibart seyn, heißt nichts anders als „Stätte“, wo einst mächtige „Eichen“ gestanden. Diese Ansicht ist deßhalb vielfach bestritten, weil in alter Zeit meist der Name „Eystet“ sich findet. Allein es ist eben so sicher, daß in den Unterschriften des Concils von Attigny im Jahre 765 genannt wird: Willibaldus de

monasterio *Aichstadii*, daß bald nach Willibalds Tod dessen Lebensgeschichte den Ort *Aichstadium* nennt, daß ältere Geschichtsschreiber den ersten Bischof von „Eichstetten“, Pabst Pius II., ein Freund des Bischofes Johann von Eich, den Ort *Aichstatum*, eine Urkunde von 1156 aber „Aichstett“ nennt; gleiches finden wir bei dem gelehrten Marianus Scotus und dem berühmten Jesuiten Pater Gretser. Am allermeisten befestigt unsere Ansicht der Umstand, daß St. Bonifaz zu Eichstätt im Jahre 740, wohl in der Absicht, es zum Bischofssitze zu erheben, den heiligen Willibald zum Priester geweiht, und gleich darauf das Kloster Fulda gründet, dem er den Namen „Eichenlohe“ zutheilt, doch nur in Erinnerung an Eichstätt. Selbst das größere Stadtwappen spricht für uns; denn es stellt ein Thor dar, zwischen dessen zwei Thürmen ein Eichbaum grünt.

Eichstätt liegt 1309 bayerische Fuß über der Meeresfläche in einem engen Thale, welches die langsamschleichende Altmühl durchzieht und die Stadt in zwei Hälften scheidet; die Stadt schützt vor rauhen Nordwinden der ziemlich hohe und wasserreiche Rupertsberg, dessen Quellen im Mariahilfbrünnlein rauschen und in der Westen mehrere Mühlen speisen. Malerisch schön erscheint die alte Fürstenstadt westlich von Wintershof, von wo aus südlich im Thale Mariastein uud Rebdorf, im Hintergrunde Wasserzell, am gegenüberstehenden Petersberge aber die alte Veste der Willibaldsburg, an deren Fuße die Hofmühle, sich dem Anblicke darbieten, während dem Laufe des Flusses entlang sich die Stadt hinstreckt, rechts und links terrassenförmig ihre Vorstädte lagernd, im östlichen Rahmen des Bildes grünende Wiesen und dunkle Buchen mit Fichtenwaldungen.

Daß die Lage eine gesunde, beweisen so viele hochbetagte Leute, wie sonst wohl nirgends, deren Lebensjahre gar oft bis an 100 reichen.

Was die jetzigen Verhältnisse der Stadt betrifft, so sind dieselben ungleich besser, als jene vieler Mitschwestern; doch halten sie keinen Vergleich aus gegen Einst. Damals war Eichstätt nicht blos Residenz des Bischofes, sondern eines Fürsten des heiligen römischen Reiches, sie war der Liebling und das Schooßkind so vieler edler Regenten, die nur daran dachten, seinen Wohlstand zu mehren und in den Tagen der Heimsuchung sein Elend zu lindern, wovon noch heute so viele milde Stiftungen zeugen. Kaum war mit dem letzten Hirschberger der letzte Schutzherr der Stadt zu Grabe gegangen, so löste ihr Fürst die unwürdigen Fesseln, und Eichstätt trat 1307 ein in die magistratische Verfassung. Zu kräftiger Blüthe reifte das Gewerbe, 800 Tuchknappen arbeiteten in ihren Werkstätten; gar manche erlauchte Gäste sprachen zu am fürstlichen Hofe und

konnten nicht blos bewundern, was der Gewerbfleiß geschaffen, sondern staunten auch in den Sammlungen, auch einst in dem hortus Eichstaettensis die Schätze der Wissenschaft und Kunst an, wie dieselben an anderen Fürstenlagern sich nicht fanden.

Das Alles änderte das Jahr 1803. Eichstätt ward Provinzstadt, die zwar an König Max I. einen wohlbesorgten Vater fand, der ihr wiederholt in seinem Schwiegersohne Eugen aufhelfen wollte, — aber bald ging mit Letzterem der letzte Strahl geträumten Glückes unter.

Doch Bayerns Könige vergaßen sie nicht; wohl keine Stadt Bayerns zählt der Behörden so viele, als Eichstätt. Sie blieb im Concordate nicht blos Sitz eines Bischofes, sondern König Ludwig verlegte in sie auch das Appellationsgericht für Mittelfranken, außerdem zählt sie ein Bezirksgericht, Stadt- und Landgericht, Bezirksamt, Rentamt, Baubehörde, 2 Forstämter, Gymnasium, Lyceum, Schullehrerseminar, ein Jägerbataillon, 3 Anwälte, 2 Notare und einen Magistrat II. Classe. — So bietet sich dem Geschäftsmanne Gelegenheit genug, seine Kenntnisse und seinen Fleiß zu verwerthen. Die Stadt zählt in 2077 Familien 6560, mit Militär 7535 Seelen.

In kirchlicher Beziehung theilen sich die Domstadtpfarrei mit Wasserzell und Wimpassing und die Stadtpfarrei St. Walburg mit Wintershof, Mariastein und Rebdorf in die Seelsorge der Katholiken, indeß die Protestanten eine eigene Pfarrei bilden.

Nach diesen kurzen Erläuterungen gehen wir zum Einzelnen über, an dessen Spitze

§ 42.

Der Dom.

Derselbe ist nicht nach dem Plane Eines Baumeisters erstanden, sondern jedes Jahrhundert hat sich an ihm versucht, darum er auch so verschiedenartig erscheint und uns nöthigt, einige Bemerkungen über die Bauart oder den Baustyl voranzuschicken. Daß St. Willibald zu Ehren s. Salvatoris ein Kloster gebaut, ist uns bekannt, weniger aber, daß sein Bruder Wunibald ein großer Baumeister gewesen, den deßhalb spätere Bauhütten zu ihrem Patrone gewählt und ihn mit der Kelle abgebildet. Beide Brüder mögen wohl im Geschmacke Italiens gebaut haben, das sie so lange sahen und bewohnten. Aus jener Zeit ist uns aber kein Baudenkmal vorhanden.

Bis zum 10. Jahrhundert gab es nur feindliche Einfälle, besonders der Ungarn, und deßhalb feste Kirchen, die zugleich Sitze der Ritter waren. Als großer Bauherr jener Zeit ist uns be-

kannt der heilige Ulrich zu Augsburg, den Bischof Heribert bei seinem Dombaue zu Rathe zieht, aber denselben nicht befolgt, weßhalb sein Werk einstürzt. Als Franke an die Bauten Würzburgs gewöhnt, hatte er allzu prachtvoll es angelegt. Erst mit Gundekar II. beginnt ein neuer Abschnitt der Bauzeit, 1) die früheste romanische genannt. Die älteste hat den Basilikenstyl mit halbkreisförmiger Nische und majestätischen Säulen, geschmückt mit reichen Häupten oder Capitälern, darum mit Recht der königliche Styl genannt, der aus der Blüthezeit der griechischen Baukunst nach Rom gewandert, darum romanisch. Auf diese alt-römische Basilika folgt 2) die romanische, die sich in die a. frühromanische, bis gen 1100 und b. spätromanische theilt — bis gen 1250. Jene baut im Basilikenstyl mit strengerer Eintheilung des Grundrisses in Quadrate (Vierung) und Kreuzform; im Dome steht nur mehr der Triumphbogen, den Gundekar II. am Willibaldschore gebaut. Die spätromanische Zeit schmückt und vergrößert die Fenster; die Portale werden reich an Schmuck, sie baut das Kreuzgewölbe im Schiffe, die Thürme streben gewöhnlich im Pyramidendache hoch an. Im Dome bauten damals Hartwich, Friedrich I. und Heinrich I., wahrscheinlich Ersterer durch Schottenmönche, wovon noch Stücke im Kreuzgange übrig. Die Kirchen von Dollnstein und Mörnsheim fallen in diese Zeit. — Eine glänzende Periode beginnt nun 3) in der Gothik. Man nannte die Gebäude dieses Styles anfangs „gothisch“, weil man glaubte, nur rohe Barbaren, wie die Gothen, hätten solche Werke hervorbringen können; jetzt ist es ein Ehrenname. Sie schafft den Rundbogen der Vorzeit um in den Spitzbogen, setzt Strebepfeiler an, schmückt die Fenster mit Glasgemälden und wendet ganz genaues Maaß an. Im Kleinsten wie im Größten tritt hier die Kunst mit wundervollem Maaßwerk auf, und selbst das kälteste Gemüth muß mit Ehrfurcht in ihrem Dome stehen. Zu ihrer Vollendung gelangt sie aber erst durch eine Uebergangsperiode 1250—1280, in welcher gothische und romanische Form in Verbindung erscheint, — im Dome der Willibaldschor. Diese Gothik zerfällt wieder a. in Frühgothik 1280—1300, sie baut Hallenkirchen, die Seitenschiffe dem mittleren gleich hoch, mit Spitzbogen in Chor, Portalen und Fenstern ohne Zierwerk — Dominikanerkirche, Schrannengebäude — b. in die reine Gothik und zwar des schönen Styles 1300—1350, aus welcher Zeit wir nichts besitzen, dann des sinkenden Styles 1350—1450 mit dem Mangel der Säulenkapitäler — Schiff und Chor des Domes 1359—1396 — c. die Spätgothik 1450—1525. — Während der sinkende Styl über dem Ganzen das Einzelne vergißt, macht die Spätgothik das Einzelne zur Hauptsache, sie ist

mehr Verzierung. Die Kunst kommt einzig in die Hände der Handwerker in den Bauhütten seit 1450, nur Bischof Wilhelm macht als Geistlicher eine Ausnahme. Malerei und Bildhauerei erreichen ihre Vollendung; während ehe die Gestalten in gewundener Stellung und im einfachen Faltenwurfe auftreten, klären sich dieselben wie in der Kölner Schule 1400—1450 zu hohen, schlanken Gestalten mit runden, jugendlichen Gesichtern auf Goldgrund, ohne bedeutende individuelle Verschiedenheit. Von da ahmt sie mehr die Wirklichkeit nach und vertauscht bald den Goldgrund mit der Landschaft. Die Bildhauerkunst schafft ihre Figuren in Gewandung mit regelmäßigen Falten wie das Muttergottes-Bild im Willibaldschor (1297). In zweiter Periode sind die Falten mehr eckig, die Stellung eine gebogene (großes Portal des Domes); in dritter Periode wird der Faltenwurf schroffer, das Gesicht zum Porträte (Altar bei St. Gundekar, kleinerer Altar in der Gruft in St. Walburg).

Auf die Gothik folgt im 15. Jahrhundert die Renaissance, deren Vater der große Meister Filippo Brunellesko (1377—1444) und deren Heimath Florenz (dortige Domkuppel). Durch sie soll die Kunst ihre Wiedergeburt (renasci = Renaissance) feiern — ihr Ende aber war gänzlicher Verfall derselben. — Im Profanstyle baute Meister Lorenzo (1425) den Palast der Pitti. — Auch sie hat drei Perioden: a) die Frührenaissance mit großartigen Kuppelbauten in weiten Räumen, im Profanbau die Paläste mit ihren Arkaden (in Venedig Dogenpalast (1530—1580), b) Die Hochrenaissance; sie findet durch Pabst Julius II. ihre Heimat in Rom, schafft Werke unvergänglicher Schönheit, und achtet mehr auf edles Maaßhalten. Ihre Größe ist der Profanbau, Fenster und Portale werden mit Gliederungen eingerahmt und mit Giebeln gekrönt. Der Kirchenbau sinkt, obwohl um diese Zeit der große Meister Michel Angelo Buonarroti (1479 — 1563), gleichberühmt als Maler, Bildhauer und Baumeister, als 72jähriger Greis im Jahre 1546 die bewunderungswürdige St. Peters-Kuppel baut. Die dritte Periode ist c) der Barockstyl (1600 — 1800), ganz nach dem Geiste der Zeit, des üppigen französischen Hofes unter Ludwig XIV., der Genußsucht und Frivolität, jener Zeit des Zopfes — daher auch Zopfstyl — auf welche die Zerstörung von Thron und Altar folgte. Im Innern der Paläste erscheint dieser Styl als Rokoko, jeder auch noch so kleine Fürst schuf sich sein Versailles — so München, so Würzburg. — Da ging der Sinn für die Gothik unter und statt des Ernsten und Edlen gefiel sich die Kunst in französischer Haarkräuslerei und Entblößungen, und trug den Geist der Sinnlichkeit zur Schau. Erst die Neuzeit kehrt wieder zum Alten und Schönen zurück, ihr war es vorbehalten, den

Kölner Dom und jenen zu Regensburg im Geiste ihrer Meister zur Vollendung zu führen. — Kehren wir nun im Dome selbst ein! Das älteste, was als Rest der älteren romanischen Kirche noch übrig, sind die Domthürme mit Blenden und Rundbogenfriesen, von denen der Eine höher, weil ihn das Domkapitel, das den Bischof wählt, gebaut. Hoch oben in luftigen Höhen wiegt sich der bekannte Domgockel, um Stadt und Land sich zu beschauen. Die Thürme wurden von Bischof Gebhard I. (1042—57), nachmaligem Pabst Viktor II. begonnen und von seinem Nachfolger Gundekar II. vollendet, der südliche 1595 mit Kupfer gedeckt, 1842 renovirt. — Unter den Glocken, welche so feierlich die Gläubigen zur Andacht laden, müssen wir der größten, der Hallerin, erwähnen. Sie wurde im Jahre 1540 gegossen und ist ein Geschenk des Tuchmacherhandwerkes, welches hiefür bei jeder Elle Tuch Einen Haller (Heller) aufschlug. Die Glocke wiegt 90 Zentner, wie viele Ellen mußten da gefertigt werden! Ganz anders als sie tönt traurig herab vom Thurme ein Glöcklein, um zu verkünden, daß wieder eine Christenseele die irdische Wohnung verlassen und zum Gerichte gegangen, und gar ernst entblößt der fromme Wanderer sein Haupt und betet sein Vaterunser, ohne Stand und Namen des Hingeschiedenen vielleicht zu kennen. Dieses Sterbeglöcklein ist eine Stiftung des Domherrn Friedrich Gottfried von Pfürd laut Testament vom 27. März 1720.

Treten wir in das Innere des Domes, in den Chor oder das Presbyterium, so haben wir hier einen Bau von etwa 1356 unter Bischof Berthold, der mit Regensburg, wo ein Meister Jakob Aistetter schuf, in Verbindung stand; darum hier wie dort gleiche Steinmetzzeichen. — Was unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt, sind die Glasgemälde an den Chorfenstern, das jüngste Gericht und die Himmelskönigin darstellend, auf deren Gürtel der Name des Meisters Hans Holbein steht. Das ursprüngliche Gesicht wurde entwendet und durch eine neuere Arbeit ersetzt.

Den Hochaltar ließ Fürstbischof Johann Anton im Jahre 1749 zu seinem Priester-Jubiläum bauen; er stellt Marien dar mit einer Reliquienurne des h. Willibald, ist von der Hand des Hofbildhauers von Eichstätt Matthäus Seybold gefertigt, als das Beste der Renaissance, auf der Epistelseite mit der Inschrift: Gottfried Pfürd, Domherr, der 5000 fl. dazu legirte, auf der Evangelienseite mit dem Namen des Bischofes Franz Ludwig. Auf gleicher Seite steht das Grabmal Bischofs Marquard II. von Schenk † 1685 und links Johann Conrads von Gemmingen † 1612, beide in Lebensgröße. — Die anstoßende Sakristei des Domkapitels ist im unteren Theile von Johann von Eich, im

oberen mit der Jahrzahl 1480, von Wilhelm von Reichenau gebaut; am Eingange findet sich ein Sakramentshäuschen, ein Geschenk des Bischofs Friedrich IV. (1383—1415); die Chorstühle sind vom Bildhauer Breitenauer aus dem Jahre 1788. — Wenden wir uns nun dem Schiffe der Kirche zu! Daß St. Willibald Kirche und Kloster gebaut, ist ebenso gewiß, als daß erstere nicht von langer Dauer gewesen, denn schon Erchanbold denkt an einen Neubau, den aber erst Reginold (965—88) durchführte und der in Verlängerung gegen Westen bestand, wodurch die drei Flügel des Klosters, welche mit der Kirche ein Viereck bildeten, in ein Mißverhältniß geriethen. Deßhalb bricht Heribert (1022—42) das Kloster (jetzigen Kreuzgang) ab, baut den bischöflichen Hof an die Stelle der jetzigen Residenz und richtet den Kreuzgang am heutigen Orte auf. Doch sein ganzer Bauplan scheitert und noch heute steht der Kreuzgang im Mißverhältniß zur Kirche. — Gebhard I., später Pabst Viktor II., gab Befehl, den östlichen Theil der Kirche abzubrechen, aber erst seinem Nachfolger Gundekar II. ist es vorbehalten, den Neubau im Jahre 1060 mit 12 Altären oder Benefizien einzuweihen, während noch 8 Kapellen die Kirche umgaben. — Auch die Bischöfe Hartwich, Friedrich I. und Heinrich I. blieben nicht unthätig, wie noch spätromanische Ueberreste jener Zeit im Dome beweisen. Als das Schiff dem Einsturze nahe, begann Bischof Raban (1365—83) den Bau, zu welchem er selbst große Opfer brachte, der aber erst unter Friedrich IV. nach der Jahrzahl 1396 am großen Portale vollendet wurde.

Im Schiffe selbst, am Aufgange in den Chor auf der Evangelienseite, steht der berühmte Altar, der 14 Nothhelfer genannt, einst dem hl. Bonifazius geweiht, die Kreuzigung Christi darstellend, im Style Wohlgemuths, spätgothisch, gefertiget von Ulrich von Werstatt, auch auf den Nürnberger Ulrich Wolf gedeutet. Hier rastet im steinernen Sarge der selige Gundekar, nachdem man ihm in seiner Stiftung, der Johanniskapelle, jetzt Domsakristei, keine Ruhe gegönnt, um hier die Andacht der Gläubigen entgegenzunehmen. — Das kleine Portal, das uns von hier in's Freie treten läßt, stammt aus älterer romanischer Zeit, dagegen das Hauptportal mit einem schönen Relief, den Tod Mariens darstellend, aus dem Jahre 1396. Zwischen beiden stehen zwei neue gothische Altäre zu Ehren der heiligen Mutter Anna und St. Josephs, aus der Münchener Schule, womit Herr Domkapitular Weinzierl die Cathedrale beschenkte.

Es wäre zu weitläufig, wollten wir alle Altäre benennen, es sey nur die ehemalige Krypta, am Aufgange zum Willibaldschore, erwähnt, wo vom Jahre 989 bis 1256 die Gebeine St. Willibalds ruhten, die neugebaut im Jahre 1074 eingeweiht

ward. — Steigen wir die Stufen zum Willibaldschor hinan, so treffen wir hier im Uebergangsstyl ein einschiffiges Rechteck, vom Bischof Engelhard 1259—61 begonnen, vom Bischof Hildebrand vollendet und 1269 unter Uebertragung der Reliquien des hl. Willibald geweiht. Die schöne Marienstatue vom Jahre 1297 ist ein Geschenk des Bischofes Sibotto von Augsburg. In der Sakristei bewahrt man noch die kirchliche Kleidung St. Willibalds, welche an dessen Feste alljährlich den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wird. Wilhelm von Reichenau erweiterte den Chor gegen Westen im Jahre 1471. Die Statue des heiligen Bischofes und das Monument Gabriels von Eyb (1496—1535) sind von dem Eichstätter Bildhauer Leo Häring. Das Portal ist vom Bischof Johann Anton gebaut 1718 mit den Statuen Maria's, St. Willibalds, Walburga's, Richards und Wuna's vom Baudirektor Gabrieli. — Zur Zeit des Bischofs Johann von Eich waren im Willibaldschore 8 Pfründen, welche das Domkapitel oft nicht an die Würdigsten vergab, weßhalb der Bischof von Rom sich das Recht erwarb, sämmtliche Präbenden an würdige Priester zu vergeben, die den Doktorgrad beider Rechte und der Gottesgelahrtheit sich erworben, um ihm in Verwaltung des Bisthumes beizustehen (geistlicher Rath). Dieses Stift zählte später 9 Canonikate, und hielt seinen eigenen Chor, bis es das Jahr 1803 verschlang. Der große Bauherr, Bischof Wilhelm, hat hier ein schönes Marmordenkmal (Christus am Kreuze mit 6 Figuren).

Vom Willibaldschore gelangen wir rechts in die Bäckenkapelle mit einem guten Muttergottesbilde; sie stand einst in der Liebfrauen-Kirche. — Die 12 Statuen der Apostel an den Säulen sind ein Geschenk Bischofs Johann Anton I. 1705—25; die Kanzel von schwarz und weiß melirtem Marmor ließ 1720 Domherr Rudolph Dietrich von Freiberg fertigen. Der gegenwärtige Kreuz- oder Pfarraltar, einst zu Ehren des heiligen Kreuzes im Jahre 1064 geweiht, wurde als erster Versuch der Gothik in der Neuzeit im Jahre 1845 gefertiget. Beim Eingange in die Domsakristei dürfen wir die Statuen oberhalb desselben nicht übersehen; sie bildeten einst den Hochaltar und sind ein Werk des Meisters Wohlgemuth; Bischof Caspar ließ sie zum letztenmale fassen; sie verdienten wohl ihren Platz auf einem Altare! — In der Sakristei, so wissen wir bereits, befinden wir uns in der Stiftung des seligen Gundekar, die er am 17. Oktober 1072 zu Ehren des hl. Johannes geweiht und für sich zum Begräbnißplatze bestimmt hat. Er ruhte dort lange, Kaiser Ludwig der Bayer hatte mit Gütern zu Egweil und Nassenfels ein ewiges Licht hierher gestiftet. Aber was sind kaiserliche Stiftungen! Im Jahre 1808 wurden die ehrwürdigen Ueberreste

ohne Sang und Klang, blos von Maurern, zur jetzigen Ruhestätte geschleppt, als hätten sie in der neuen Pfarrsakristei gestört. Der jetzige steinerne Altar ist vom Domprobst Johann von Wolfstein aus dem Jahre 1519.

Das Beste aber von Allem, was uns der Dom bietet, ist die Schöpfung des großen Baumeisters Bischof Wilhelm, nämlich das Mortuarium (St. Afra-Kapelle) mit dem Kreuzgange, von seinem Meister Matthäus Rorizer geschaffen, das leider heute zum großen Theile als Pferdestall dient; da treffen wir eine Reihe der ältesten und besten Monumente, die bessere Beachtung verdienten! — Unter Wilhelm stand der Dom in seiner Blüthezeit, er zählte 21 Benefizien. Vom 6.—7. Dezember 1633 brannten die Schweden den alten Bischofshof mit der Andreas-Kapelle und dem Dache des Willibaldschores nieder.

Hatte der Dom manche Festlichkeit geschaut, und namentlich vom 4.—12. September 1745 das tausendjährige Bestehen der Diöcese unter Fürstbischof Johann Anton II. mit fürstlichem Gepränge gefeiert, so sollte ihm die eilfte Säcularfeier das schönste geistige Fest bringen. Ein neues Leben war nach langem, todtähnlichem Schlafe in der Kirche Deutschlands entstanden, gegen 100000 Pilger wallen aus Bayern, Würtemberg und selbst Baden zu den Gebeinen St. Willibalds, um hier durch reumüthige Beichten neu gestärkt zu werden. Der greise Erzbischof von München, die Bischöfe von Straßburg, Speyer, Regensburg und Würzburg, die Benediktineräbte von Metten und Scheyern sind der Einladung Bischofs Karl August nach Eichstätt gefolgt, um abwechselnd den Gottesdienst zu feiern und die Gläubigen durch das Wort Gottes zu stärken. Die Bürgerschaft hatte Alles für die Pilger aufgeboten und seelenvergnügt kehrten sie heim, froh, dieses Fest mitgefeiert zu haben.

Eine Zugehör zum Dome war einst der jetzige bayerische Hof, einst im Volksmunde die Herrentrinkstube. Die ward 1649 vom Bischof Marquard II. an der Stelle des alten Hofes erbaut, dem Bischofe zum Absteigquartier, wenn er von der Willibaldsburg in den Dom fuhr, diente im Saale dem Capitel, Clerus, Cavalieren und Hofbeamten zur Unterhaltung, wobei Bürger aber nicht zugelassen wurden. Das Gebäude enthielt außer vielen Zimmern noch eine Capitelstube, das Archiv, Waffenkammer und Kanzlei. Ein eigener Verwalter mit 208 fl. Gehalt war domcapitlischer Beamter. — Daran stieß der sogenannte Obley und Eselsgarten, und da, wo jetzt eine Wagenremise die domcapitlische Apotheke, neben welcher die Dom- oder Batzenschule war, weil die Schüler wöchentlich einen Batzen zu bezahlen hatten. Der Magister bezog vom Domcapitel Gehalt und Wohnung, mußte aber im Domchore singen der

Eingang war im Kreuzgange. — An die Domkirche stieß auch die St. Nikolauskapelle. — Durch den Kreuzgang, dessen Portal erst renovirt wurde, gelangen wir zur

§ 43.
Umgebung des Domes.

Als die letzten Fürstbischöfe den Entschluß faßten, ihre Residenz von der Willibaldsburg wieder in die Stadt zu verlegen und Franz Ludwig im Jahre 1730 in die gar schön meublirte Wohnung einzog, dachte er wohl nicht daran, daß seine Nachfolger hier nur die kürzeste Zeit weilen sollten. Schon 1803 hörte das Gebäude auf, Residenz eines regierenden Fürsten zu seyn, und als König Max dem Herzoge Eugen das Fürstenthum käuflich überließ, stellte er an den greisen Fürstbischof das Ansinnen, dieselbe seinem neuen Herrn zu überlassen, und sich nach Gutdünken eine Wohnung auszuwählen. Joseph sah sich den Hof des Domherrn von Walderndorf aus, welcher, dem Dome nahe gelegen, hinreichende Räumlichkeiten bot. Hier beschloß der edle Greis als Erzbischof von Bamberg und Bischof von Eichstätt am 29. Januar 1824 sein Leben.

Im Hirtenamte folgte ihm Peter Pustett als der erste nach dem Concordate vom Könige Max ernannte Bischof, vom 14. März 1824 bis zum 24. April 1825; er war ein gar frommer Herr, ehedem Probst zu Rohr. Zu seinem Nachfolger ernannte König Ludwig I. am 12. Mai 1825 den bisherigen Weihbischof von Bamberg, Johann Friedrich von Oesterreicher, der am 28. Dezember 1823 zu Eichstätt war consekrirt worden. Er segnete am 31. Januar 1835 das Zeitliche. Nur von kurzer Dauer war das Hirtenamt des bisherigen Bischofes von Speyer, Johann Martin von Manl, nämlich vom 23. März 1835 bis 15. Oktober desselben Jahres. Nun folgte, von des Königs Majestät am 19. April 1836 zum Bischof von Eichstätt ernannt und vom Pabste Gregor XVI. am 17. Juli dieses Jahres in Rom consekrirt, Carl August, Graf von Raisach, welcher am 12. Juli 1841 als Coadjutor des Erzbischofes von München-Freising präkonisirt wurde und am 3. Oktober 1846 die Leitung der Erzdiöcese übernahm, um im Jahre 1855 den Hirtenstab dieser Kirche mit dem Kardinalshute unter dem Titel von St. Anastasia in Rom zu vertauschen, wo derselbe, ein thätiger Rathgeber des heiligen Vaters, noch weilt. — Am Tage des hl. Richard, den 7. Februar 1847, wurde in München von seinem Vorgänger zum Bischofe geweiht Georg von Oettl, Erzieher des Königs Otto von Griechenland, seit 1832 Domdekan

zu München, Hochwelcher seitdem den Stab des hl. Willibald trägt als der 73. Bischof Eichstätts.

In der bischöflichen Hauskapelle ist ein Flügelaltar und eine Bredella mit altdeutschen Malereien aus dem 16. Jahrhunderte. Gegenüber befindet sich das Gymnasium, einst im Domherrnhof. Setzen wir unsere Wanderung die Straße gegen Nordwest fort, so ist zur Linken an der alten Linde die Apotheke, von der wir oben gehört, daß sie Eigenthum des Domcapitels war, denn die Kirche hat, wo sie sich niederläßt, nicht blos das geistige, sondern auch das leibliche Wohl der Gläubigen im Auge, und darum treffen wir an Domkirchen und Klöstern einen oder mehrere Aerzte, welche auf Kirchengrunde ihre Apotheken anlegten. Dieser domcapitlischen trat später die fürstliche Apotheke in der Nähe des Rathhauses an die Seite.

Wir stehen nun vor dem Schrannengebäude, einst eine der ersten Hallenkirchen, ein dreischiffiger frühgothischer Bau zu Ehren des hl. Johannes, der schon 1296 stand, und welchen das Domcapitel im Jahre 1519 erneuern ließ; er wurde 1531 geweiht, Domherr Bernhard Artzat, Probst zu Herrieden († 1525), hatte vier Quatembermessen dahin gestiftet, 1614—17 diente die Kirche den Jesuiten zum Gottesdienste, 1803—1808 aber der Pfarrgeistlichkeit als Sakristei. Der freie Platz davor heißt noch heute der Domfreithof (Freithof = befreite Stätte, wo ehedem wie in Kirchen der Verbrecher frei war), auf welchem schon 970 an der Stelle, wo jetzt der Kaufladen des Herrn Kraus, den das Volk noch den Capitel-Kramer nennt, eine Kapelle zu Ehren des hl. Martin stand. Es war dieß der gewöhnliche Begräbnißplatz für die Stadt und das Land aus der unteren Pfarrei, während St. Walburg einen eigenen hatte, gehörte zum Dome und wurde bis 1534 benützt, da die Dompfarrei St. Walburg und auch das hl. Geistspital in der Sebastiani-Vorstadt eigene Plätze bekommen sollten, letzteres wurde nicht ausgeführt. Unter den Gebäuden, welche diesen Platz umgeben, nennen wir als ehemalige Domherrenhöfe die Dom Augustostiftung, welche Herzog August von Leuchtenberg, Gemahl der Königin von Portugal, mit 50000 fl. zu einer Armenbeschäftigungsanstalt stiftete, daran reiht sich — nach dem von Ulm — der Domherr Gebsattel-Hof, den später Justizrath Klüg erwarb, in welchem der letzte Abt von Rebdorf am 22. Mai 1813 starb; dann folgt der Hof des Domkapitulars von Hagen, ehedem Landgerichtsgebäude, später Eigenthum des Ministers von Hompesch, in welchem auch Graf von Stahremberg wohnte. Setzen wir den Weg an der Domkirche fort, so gelangen wir durch den Bogen am Postgebäude mit der Jahrzahl 1586, welch' letzteres 1694 gebaut wurde. An den Willibalds-

Chor stößt die ehemalige Residenz, 1730 vollendet, mit dem stolzen Treppenhause, dem Plafond von 1762 und den Freskenbildern Aurora und Phaeton vom Maler Franz. Es sind dort die Bureaux für Bezirks- und Appellationsgericht. Gegenüber liegt das ehemalige Kanzleigebäude, 1728—30 gebaut, später Pagerie und Hauptwache, jetzt Kanzlei für Stadt- und Landgericht, sowie Bezirksamt. Es folgen nun die Cavalierhöfe, in welchen Rentamt, zwei Forstämter und Baubehörde untergebracht sind; daran reiht sich der Domdechanthof. Auf dem Residenzplatze prangt noch jetzt auf 67 Fuß hoher Säule, eine Zierde der Stadt, die Muttergottesstatue, welche Fürstbischof Raymund Anton 1776 hier setzen ließ; sie ist 9′ 2″ hoch, von Kupfer, stark im Feuer vergoldet, von den Gürtlern Thomas und Xaver Konrad aus Eichstätt gefertiget, die Steinarbeit vom Hofsteinmetz Rupert Renker, die Brunnenmaschine vom Hofzimmermeister Benedikt Schreiner. Gleich daneben sind die ehemaligen Wohnungen für Canoniker von St. Willibald, jetzt von Domkapitularen, 1728—30 gebaut, in deren zweiter vom Dome her der berühmte Professor Pickl 1818 das Zeitliche segnete. Jetzt ist der Vorplatz zum lieblichen Garten umgeschaffen. An sie stößt der große Getreidespeicher, welchen Moriz von Hutten 1550 erbaute. Beschauen wir uns nun

§ 44.

Die innere Stadt.

Vergessen wir nicht, daß vom 7.—12. Februar 1634 nicht weniger als 444 Häuser und die Kirchen von St. Sebastian, hl. Geist, St. Veit, die Jesuiten-, Frauenkirche in der Westen und St. Andreas durch die Schweden in Asche gelegt wurden, und nur 127 Häuser übrig geblieben. Was wir jetzt besuchen, ist durch Marquard II. aus den Ruinen erstanden. Treten wir an den sogenannten Jesuiten-, — später Constitutionsplatz umgetauft, — so steht vor uns die Schutzengelkirche. Schon Bischof Martin von Schaumberg wollte sein Seminar den Jesuiten übergeben, was erst Johann Christoph gelang, der ihnen am 30. August 1620 die neue schöne Kirche und am 17. Oktober 1626 das Collegium übergab. Doch bald stieg ihre Flamme zum Himmel auf, nur der Thurm blieb verschont. Doch Marquard half, 1638 schon konnten die Väter wieder den halben Theil des Hauses beziehen, und 1661 stand die Kirche vollendet. Den Hochaltar errichtete Johann Anton 1740 mit 12000 fl., die Kanzel ist vom Domherrn Joseph Freiherrn von Stein-Richtenstein 1721, die Stadtgemeinde setzte zu Ehren des hl. Xaver eine Votivtafel. Der Orden, 1772 aufgehoben,

lebte noch in seinen Mitgliedern im Collegium fort, sein Andenken blieb in Eichstätt stets gesegnet, der Name Pickl allein schon bürgt uns hiefür. Jetzt befindet sich dort das Willibaldinum und Lyceum, sowie die Staatsbibliothek. Das anliegende Gebäude, seit 1810 Casino, war einst Marianischer Congregationssaal, in welchem die Jesuitenzöglinge ihre Schauspiele aufführten, daneben das jetzige Schulgebäude, einst Domdechantei. Gleich daneben ist seit 26. November 1848 die protestantische Kirche, deren Mitglieder aus der Pfarrei Biswangen ausgepfarrt wurden, und auch im vorigen Gebäude eine eigene Schule besitzen. Ueberschreiten wir den Platz, so stehen wir vor dem Domprobstgebäude, welches im zweiten Stocke als bischöfliche Canzlei dient; es ist 1672 vom Bischof Marquard erbaut. Dahinter findet sich der geräumige und schöne Hofstall und Reitschule, 1728—30 erstanden. Die vorzüglichsten Gebäude der Roßmarktsgasse, welche 1300 das erste Pflaster erhielt, bezeichnen wir als Domherrenhöfe. Da mag sich gar Mancher denken, da müssen aber Viele solcher Herren gewesen seyn! In der That, bei Aufhebung des Capitels zählte dasselbe dreizehn Domcapitularen und zwölf Domicellaren, alle von Adel, deren Jeder noch eine, zwei oder drei Pfründen mit reichem Einkommen hatte, woraus erklärlich, daß sie sich bequeme Wohnungen bauten. Zu erwähnen ist noch der Salzstadel, dessen Name schon sagt, daß er für Salzniederlagen bestimmt war. — Das Haus des Herrn Stölpl war einst Oberstjägermeisterei, bis vor Kurzem Rentamt. Daneben steht die Dominikanerkirche, einst den Söhnen des Predigerordens gehörig. Derselbe wurde vom Bischof Reimbotto 1279 in die Seelsorge eingeführt, nachdem 1278 der Bau der Kirche begonnen, die erst mit dem Kloster 1285 eingeweiht wurde; hier ruht die Stifterin desselben, Gräfin Sophie von Hirschberg † 1289; den Bauplan hatte der Klosterbruder Adalbert von Mässingen gefertigt und den Bau selbst geführt. Kaiser Rudolph gab den Mönchen das Recht, täglich einen Karren Holz im Weissenburger Holz fällen zu dürfen. Am 15. Februar 1366 brannte das Kloster ab, wurde wieder erbaut, gerieth aber Ende des 16. Jahrhunderts so in Armuth, daß Bischof Caspar sich seiner erbarmte, es restaurirte und die Kirche erweiterte. Es ward großentheils vom schwedischen Feuer verzehrt, doch 1681 ward das Kloster umgebaut und durch Meister Ettl von Eichstätt mit dem Bau der Kirche begonnen, 1688 ober dem Portale der Kirche die große Mariensäule eingesegnet, wobei Bischof Johann Euchar das Protektorat über die Rosenkranzbruderschaft, welche mit dem Kloster erstand, übernahm. 1715 wurde das Innere der Kirche renovirt, der Thurm gebaut, die Glocken

aufgehangen und von den Malern Frey und Steidl 1716 die Freskomalereien hergestellt; eine nochmalige Renovation geschah 1784—89. Der bischöfliche Offizial de Sabatils vermachte dem Kloster seine reiche Bibliothek. Im Jahre 1806 wurde die Kirche gesperrt, als Heumagazin verwendet, vom Herzoge Eugen restituirt, von der Bürgerschaft hergestellt und am 28. Juni 1822 neu geweiht. Am 9. Juli 1835 wurden die Gebeine des heiligen Martyrers Cölestin von Mariastein feierlich hierher übertragen. Die Kirche, einst zu Ehren des heiligen Martyrers Petrus aus dem Predigerorden geweiht, führt jetzt den Titel von St. Peter und Paul und ist Filiale der Domkirche. Am Altare des hl. Petrus stand ein Muttergottesbild, vor dem am 29. April 1752 der Soldat Kaspar Langenmayer, der einen zusammengeschrumpften Fuß hatte, augenblicklich geheilt wurde. Das Bild kam 1806 in die Kapuzinerkirche, wo es am Altare der Grabkapelle stand.

Im Gebäude des ehemaligen Dominikanerklosters befindet sich jetzt das Schullehrerseminar. — Schreiten wir die Marktgasse entlang, so ist uns zur Seite der sogenannte Stock, eine großartige Häuserreihe, vom Marktplatze bis zu den Dominikanern reichend, unter Einem Dache und mehreren Besitzern. — Am Platze selbst sehen wir den Marktbrunnen; am 28. Mai 1628 mit großen Kosten errichtet, hatte derselbe einen hölzernen Wasserkasten mit Bleiröhren, wurde aber 1695 durch den jetzigen aus Quadersteinen ersetzt und auf der in Mitte aufsteigenden Säule das Bild St. Willibalds aus Metall aufgestellt, das nicht weniger als 40000 fl. kostete. Daneben ist das Rathhaus, dessen Grund am 21. September 1444 gelegt, aber welches 1590—95 vom Bischof Caspar wesentlich verschönert wurde. Es hat einen in's Viereck gebauten Wachtthurm, auf welchem die Markt- und Feuerglocke sich befindet. Auf dem Wege gegen den Dom zu zeigt uns das Haus, in welchem jetzt Trödler ihre Waaren feilbieten, einen Stein, der uns besagt, daß hier die alte Pfarrkirche zu U. L. Frau gestanden, gebaut 1472—1515, abgebrochen 1818. Hier stand jenes Marienkirchlein, in dem St. Willibald zum Priester geweiht worden. Als die älteste Kirche des Bisthums wurde sie Gegenstand besonderer Verehrung, stand noch 300 Jahre nach Willibald. Unter Bischof Heribert (1022—42) ließ sie Woffo, Kammerer des Domcapitels und später Bischof von Merseburg, abtragen und eine größere bauen, welche Marquard von Hageln zu einer Stiftskirche fundirte. Sie wurde 1472—1515 neu gebaut, ruhte auf 12 Säulen, hatte 8 Seitenkapellen und 10 Altäre mit Gemälden von Albrecht Dürer und Holbein, und Thürmen höher, als jene des Domes. Die neue Collegiata, wie sie hieß, zählte einen

Probst, Dechant, Stadtpfarrer und mehrere Chorherren, die in der Nähe im sogenannten Pfarrgäßchen wohnten. Das Stift führte ein eigenes Wappen, ein Marienbild mit eingesetztem Schilde, in welchem das Hagel'sche Wappen war. — Um für die Fuhrwerke Raum zu gewinnen, wurde die Kirche als baufällig erklärt und zum Abbruche bestimmt, ihre Säulen und Steine kamen zum Baue des Leuchtenbergischen Palastes nach München. Unter Thränen begleitete das Volk beim Auszuge das Allerheiligste von da in die Domkirche.

Wenden wir uns nun in die

§ 45.

Westenvorstadt.

Die innere Stadt war ehedem gegen jede Vorstadt durch einen Thurm mit Thor abgegränzt, gegen die Weste stand der weiße Thurm; sie alle glich das Jahr 1816 ein; außerdem war die Stadt noch durch Wälle geschützt, wie man noch am Buchthalthore sieht. Eines der ersten Häuser der Westenvorstadt ist links das Geburtshaus Willibald Pirkheimers, dessen eine Inschrift gedenkt. Er war geboren im Jahre 1470, Sohn des Johann Pirkheimer, des in Politik und freien Künsten erfahrenen Günstlings Bischofs Wilhelm, der auch dem Sohne Willibald Taufpathe war, — machte viele Reisen, übte sich im Kriegsdienste, ward berühmt als Nürnberger Patrizier und Rathsherr, gleichwie als Rath Kaisers Max I. und Karl V. und Feldhauptmann der Nürnberger Truppen. — Er war anfänglich nicht ohne Sympathie für die neue Lehre, bis er deren Vorgehen einsah und dann um so gläubiger, wie seine Briefe an Kilian Leib in Rebdorf bezeugen, zur Kirche hielt und in ihr starb. Steigen wir die Treppe hinan, welche die Abtissin Cordula Litzler 1689 erbaut, zum Kloster St. Walburg, durch dessen Räume, aus dem Rupertsberge kommend, wie ein wilder Gebirgsstrom zu Zeiten der Edel- oder Erl-Bach herabstürzt, um in die Altmühl zu fallen! — Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Eichstätt durch den hl. Willibald wie durch seine Geschwisterte in Heidenheim ein Doppelkloster von Mönchen und Nonnen gestiftet worden, wie es damals so häufig war, was der Umstand bestätigen dürfte, daß die Abtissin bis zur Neugründung des Klosters nicht vom Convente gewählt, sondern vom Bischofe gesetzt wurde. Die ersten Nonnen sollen Matronen vom Rheine, die Pundtfrauen genannt, gewesen seyn.

Hatte die Schwester St. Willibalds schon im Leben solche Verehrung genossen, daß die Mönche zu Heidenheim nach Wunibalds Tod sich unter ihre Leitung stellten, so erlosch diese

Verehrung nach ihrem Tode nicht blos nicht, sondern sie stieg umsomehr, als wundervolle Gebetserhörungen ihr Grab verherrlichten. Als nun an ihrem bisherigen Ruheorte christlicher Eifer abnahm, übersetzte mit Zustimmung der Nonnen am 21. September 870 Bischof Otgar die Gebeine nach Eichstätt in die hl. Kreuz-, jetzt Walburgis-Kirche. Liubilla und ihre Schwester Gerlinde, beide mit dem Königshofe nahe verwandt, verließen gleichfalls Heidenheim, stifteten das Kloster Monheim und verlangten für ihre neue Stiftung als Schutz gegen ihre Feinde die Ueberreste St. Walburgens. Durch König Arnulph bewogen, willigt endlich Bischof Erchanbold in eine Theilung der heiligen Reliquien. Beim Oeffnen des Sarges zeigte sich eine Feuchtigkeit gleich einem Thaue, die erste Spur des Oelflusses. Die Theilung geschah 893, die Brustgebeine blieben in Eichstätt. Als man hier davon erfuhr, drohte ein Aufruhr, den zu beschwichtigen der Bischof die Gebeine dem Volke öffentlich zeigte und sie dann wieder verwahren ließ. Im Jahre 1034 waren Kloster und Kirche uralte, dem Verfalle nahe Gebäude, die bis auf Willibald hinaufgereicht haben mögen. Da fand sich ein Helfer: Leodegar, ein Graf von Lechsgemünd, hatte dem Kriegshandwerke entsagt, sein Schwert aufgehangen, sich den Bart scheeren und als Cleriker im Domstifte zu Eichstätt aufnehmen lassen. Er vermachte zu diesem Zwecke viele Güter in 11 Ortschaften am Hahnenkamm, zu welchen Bischof Heribert noch seine eigenen Besitzungen fügte. Es begann der Neubau, dessentwegen die heiligen Gebeine an dem jetzigen Ruheorte beigesetzt wurden am 12. Oktober 1040, seit welcher Zeit der Oelfluß währt; am 14. Oktober 1042 war die Einweihung. Leodegar empfing schon, 63 Jahre alt, die heiligen Weihen und stand beim Volke so in Ehren, daß sich dasselbe in seine „die Grafen-Messe" drängte; er starb am 21. Februar 1074 im Rufe der Heiligkeit und ruht im Capitelssaale des Klosters an der Seite dessen zweiten geistigen Stifters, des Bischofs Johann von Eich. Die heilige Stätte war nach und nach Zufluchtsstätte und Versorgungsanstalt adeliger Fräulein geworden, die wenig Klostergeist mitgebracht. Es bedurfte der Thatkraft eines Bischofes wie Johann von Eich, um dem Kloster trotz des Widerstrebens des Adels durch eine Reform zu früherem Tugendglanze zu verhelfen; durch Berufung von Nonnen aus St. Marienberg am Rheine gelang es. 600 Jahre stand die Kirche, jetzt war sie baufällig und faßte die Wallfahrer nicht mehr, da baute Bischof Christoph von Westerstetten und weihte sie am 12. Oktober 1631. Er wollte auch die Klostergebäude erneuern, allein der Gräuel des Krieges hinderte ihn. Vieles hatten da die Nonnen zu dulden, im Dezember 1633 plünderten die Feinde das Kloster und miß-

handelten die Frauen, bis ein Ausfall aus der Willibaldsburg sie rettete. Vergebens legten die Ruchlosen mehrmals Feuer an die neue Kirche, plünderten drei Tage lang, die Abtissin Helena ward fast bis zum Tode gequält, die meisten Nonnen hatten sich in den unterirdischen Canal geflüchtet. Dadurch wurden sie so arm, daß sie Almosen suchten. Doch Fürstbischof Marquard II. erbarmte sich auch ihrer, baute das jetzige Kloster 1661 und ließ von des Meisters Joachim von Sandrart Hand das 30 Fuß hohe und 18 Fuß breite herrliche Gemälde, St. Walburga in Verklärung, malen, — worauf der Bischof im Porträte zu sehen, — und den Altar errichten. Sein Nachfolger Johann Euchar, durch den Gebrauch des hl. Walburgisöles von tödtlicher Krankheit wunderbar geheilt, unterstützte das Kloster zum Bau des nördlichen Theiles. 1711 wurden die Wohnungen, in welchen jetzt die Mädchenschule, Pfarrer und Kapläne sich befinden, gebaut, wozu Generalvikar Raphael von Heugel und seine Schwester Maria beisteuerten, und dem Kloster den Abteigarten sammt Beichtvaterhaus schenkten. 1730 schaffte Franz Ludwig, Erzbischof von Mainz, Herzog in Bayern, den schönen Tabernackel; die fünf an den Wänden hängenden Gemälde von Sauter ließ Abtissin Adelgundis (Pettenkofer von Berching) fertigen, nachdem sie 1746 den schönen Thurm gebaut, auf dessen Kuppel St. Walburgens Statue prangt, und von dessen Höhe das herrliche Geläute von vier Glocken, gegossen zu Augsburg, St. Walburg 18 Ztr., St. Benedikt 8½ Ztr., Adelgundis 5½ und Scholastika 2½ Ztr., ertönt. Dieselbe Abtissin errichtete auch das gegen Süden gelegene Gastgebäude, wohin Kaiser Karl VII. im österreichischen Erbfolgekrieg seine zwei jüngsten Töchter flüchtete, wofür Adelgundis ein kostbares Brustkreuz erhielt, das ihre Nachfolgerinnen laut Urkunde vom 9. Januar 1745 tragen durften. Adelgundis hinterließ bei ihrem Tode am 10. Juni 1756 das Kloster in ansehnlichem Wohlstande; es hatte ein eigenes Richter- und Rentamt mit 55 Höfen und 800 Unterthanen, nebst bedeutenden Waldungen und Zehenten. Der französische Krieg und das Jahr 1803 verschlang Alles. Nach Aufhebung des Klosters durfte die Abtissin in demselben wohnen, sie starb am 23. Mai 1826; noch acht Frauen hatten sie überlebt, da erstand unter der Bedingung der Uebernahme der Mädchenschulen der Orden unter König Ludwig 1834 auf's Neue und wirkt nun voll des Segens. — Im Nonnenchore befindet sich ein wunderthätiges Muttergottesbild. — 1814 wurde die Kirche zur Stadtpfarrkirche mit einem Pfarrer und zwei Cooperatoren erhoben.

Es übriget uns jetzt, dem Grabe der hl. Walburga zu nahen und den Gnadenaltar zu beschauen, der die Rückwand des

Hochaltares bildet und zu dem wir auf mehreren Treppen hinabsteigen müssen. Der Beichtvater des Klosters öffnet die äußere Thüre des Grabmales, das nach der Innenseite die vergoldete Inschrift trägt:

„Noch Gruft noch Felsen Stein
Hat solche Wunders Krafft;
Aus Walburgs Brust Gebain
Flüssst dieser Jungfrau Safft.“

Eine Höhlung von 6 Fuß Tiefe und 1½ Fuß Breite und Höhe liegt vor uns, deren obere Wand der Gnadenstein bildet. Es ist ein platter, nicht geschliffener, zwei Zoll dicker Kalkschiefer, wie er am Rupertsberge bricht, auf welchem die Brustgebeine ruhen, ohne dem Auge des Beschauers sichtbar zu erscheinen. Vom Tage der Uebersetzung dieser heiligeen Uebrreste am 12. Oktober 1040 begann der Oelfluß, der alljährlich bis zum Todestage, 25. Februar, währt; es fällt nämlich eine Flüssigkeit in Tropfen vom Steine, oder zieht sich an den Seitenwänden hin, die mit Silberblech ausgelegt sind, welches durch Rinnchen das heilige Oel sammelt. Je am fünften, oder am Schlusse des Flusses, am achten Tage, füllt sich eine Schale, die eine halbe Maß hält. Die genauesten Untersuchungen konnten nicht auf natürliche Weise diese Erscheinung erklären, dagegen bestätigen wunderbare Heilungen mit diesem Oele dessen höhere Kraft, wie erst unterm 8. Juli 1850 die Oberin des Klosters St. Leonhard am Meere (in England) bezeugt, daß eine ihrer Untergebenen durch dieses Oel augenblicklich von unheilbarer Krankheit geheilt worden, und unterm 1. November 1857 der Bischof Anton Ernst von Brünn erklärte, daß ein blindes Mädchen durch diesen Wundersaft sehend wurde. — Hätte der Oelfluß einen natürlichen Grund, warum sollten ihn dann besondere unmoralische Ereignisse haben unterbrechen können! So unterblieb er, als 1238 das Interdikt wegen Vertreibung des Bischofes verhängt war, und 1359 der Kirchendiener im Gotteshause von Räubern schwer verwundet, und so dasselbe entweiht worden. Nicht blos etwa schlichte, einfältige Leute wallten hierher, sondern die höchsten Stände suchten und fanden Hilfe in der Noth, so am 20. Oktober 1718 der Cardinal und Fürstprimas von Ungarn, Christian August, Herzog von Sachsen, am 9. Januar 1729 Carl Albrecht, Churfürst von Bayern, nachmaliger Kaiser, und sein Bruder Ferdinand Maria. Ueber 30 Jahre wohnte im Kloster die am 13. Juni 1799 verstorbene Fürstin Felizitas von Fürstenberg, geborne Herzogin von Schleswig-Holstein; sie kam, ohne Nonne zu seyn, niemals aus dem Kloster und gefiel sich allein im Wohlthun.

In der Grabkapelle wird Jedem ein schönes Bild, gemalt

von Christoph Schwarz, auffallen: Es stellt dasselbe Renata vor, die Tochter des bayerischen Herzogs Albrecht, des Bruders Max I., und seiner Gemahlin Mechthild. Renata wollte dem Herrn als Nonne dienen, starb aber vor Erreichung ihres Wunsches, und ist deßhalb im Ordensgewande dargestellt, umgeben von ihren Aeltern und beiden Brüdern, Max Heinrich, später Erzbischof und Churfürst von Cöln, und Albert Sigismund, Bischof von Freising und Regensburg. Alle sind im Porträte und aus Demuth in ärmlicher Pilgerkleidung. — Setzen wir unsere Forschung fort, so sind uns die Westenvorstadt entlang zur Rechten Mühlen, welche von Bergquellen gespeist werden und einst zu den Klöstern gehörten. Dann folgt die Mariahilfskapelle, eine Stiftung der Tuchmacherzunft. Bischof Johann III. gab am 18. Mai 1453 den Bürgern Herrmann Kalmünzer und Willibald Lederer die Erlaubniß, dieselbe zu bauen, sie ward 1457 vollendet und 1465 zur Filiale von St. Walburg erklärt. Canonikus Willibald Karl gründete 1500 ein Benefizium, worauf die Tuchmacherzunft ernannte. Die Kapelle ist über dem Mühlbache erbaut, dessen Wasser — Kapellbrunnen — als Heilbrunnen galt. 1633 brannten die Schweden die Kirche nieder; das Schiff blieb lange im Schutte, bis Marquard II. es wieder baute und am 31. Dezember 1656 consekrirte. Die innere Ausschmückung geschah 1744, der baufällig gewordene Thurm wurde 1784 abgetragen und die jetzige Fronte hergestellt. 1858 renovirten Wohlthäter den gothischen Chor. Viele Votivbilder bestätigen die Größe des Vertrauens zu diesem Wallfahrtsorte. Noch 51 Jahre nach dem Schwedenbrande lag der Schutt da, bis Bischof Euchar am 12. Juni 1685 zur Erzielung schönerer Gebäude anordnete, daß, wer ein dreistöckiges Haus mit Ziegeldach baue, den Bauplatz zu billigen Preisen erhalten solle. Euchar ist der Stadt größter Wohlthäter durch Gründung des Krankenhauses für Dienstboten, gegenüber der Mariahilfkirche, dessen Bau 1709 vollendet, und dem von seinem Verwandten, Fürstbischof Franz Ludwig, als einer Familienstiftung der Schenken von Castell, im Leben und Tode große Summen zugewendet wurden. Die Anstalt fand später in der äußersten Osten ihren Platz.

Bei der Westenmühle war ehedem ein Flußbad. Auch diese Einrichtungen sind kirchlicher Natur, wie z. B. das domcapitlische Griesbad, welches der Griesbader unter sich hatte, und nahe der Domkirche an der Altmühl lag. Vikar Heinrich Dörenpaintner übergab 1495 dem Rathe der Stadt 700 fl., aus deren Zinsen alle Quatember 32 Arme ein Bad erhalten sollten, was besonders zur Zeit ansteckender Krankheiten geboten erschien.

Noch ein Kirchlein ist zu erwähnen, nämlich die St. Michaeliskapelle, wo 1534 für die Pfarrei St. Walburg ein Freithof angelegt, und 1627 oberhalb des großen Kreuzes die Pestgrube mit vielen Opfern gefüllt wurde, welche diese Seuche dahinraffte; der Erstbegrabene war der Kapuziner P. Hyacinth. — In der äußersten Westen ist die heilige Dreifaltigkeitskapelle oder Bartlwage genannt. An ihrer Stelle stand einst eine steinerne Kanzel, die beim Flurritte benützt wurde; daneben baute, um bei dieser Feier das heiligste Sakrament einsetzen zu können, der einspännige Müller eine Kapelle, welche dessen Wittwe 1746 dem Kloster St. Walburg schenkte. Die Abtissin Adelgund ließ das Klosterwappen anbringen, das Ordinariat aber dasselbe abnehmen, woraus sich ein Streit entspann, der später gütlich endete. —

Um den Weg nicht vergebens durch die Stadt zurück machen zu müssen, wollen wir uns gleich beschauen

§ 46.

Die Umgebung der Stadt.

An dem englischen Garten vorüber, einst einem besuchten Unterhaltungsplatze, gelangen wir zu den Jägerhäusern mit dem ummauerten Garten, in welchem ehe die herrlichsten Obstbäume standen, welche der Axt verfielen, um Getreide bauen zu können. Diese Gebäude, von Fürstbischof Johann Euchar 1687 erbaut, dienten den Jägern zur Wohnung und Unterbringung des Jagdzeuges, und wurden 1804 verkauft. Unser Weg führt uns über die Schlagbrücke an der Dominikanerinsel, 1583 von Holz an einem Holzhause erbaut, von welcher rechts wir zur Hofmühle gelangen. Diese wurde 1492 von Bischof Wilhelm ausschließlich für den Bedarf des fürstlichen Hofes — Hofmühle — erbaut, von den Schweden verbrannt, erstand sie 1650 aus dem Schutte, ward 1725 von Franz Ludwig neu eingerichtet, brannte abermals am 13. Juni 1750 vollständig ab und steht seitdem nicht immer als Heilsquelle der Dürstenden. An ihr vorüber fließt ein Arm der Altmühl, das Freiwasser genannt, worin die Bürgerschaft 1525 für Jedermann die Freiheit des Fischens beanspruchte. Oberhalb der Schlagbrücke über dem Steinbruche war einst Eichstätts größte Merkwürdigkeit, sein herrlicher botanischer Garten, der hortus eichstettensis, welchen Johann Conrad (1595—1612) theils zum Vergnügen, theils der Wissenschaft in der Nähe seiner Residenz durch den Nürnberger Apotheker Basilius Besel anlegen ließ. Trotz seiner Berühmtheit ob der seltenen Exemplare erlag er den Schweden und nur die Abbildung und Beschreibung seiner Schönheiten ist

uns verblieben. — Vor uns steht auf dem Petersberge, noch als Ruine mit ihren geblendeten Fensterstöcken und der Dachung beraubten beiden Thürmen eine Zierde des Thales, die ehemalige Burg der Eichstätter Fürsten und ihr Schutz in Zeiten der Gefahr, die **Willibaldsburg**. Wie mag sie erst einst in besseren Tagen stolz von ihrer Höhe herabgeschaut haben, als noch im Abendstrahle der Sonne golden glitzerte ihre Dachung und gebieterisch der Kanonen Schlünde aus den Verschanzungen hervorlugten! Schon vor Heribert stand hier Schloß und Kloster; unter ihm trat mehr das Bedürfniß persönlicher Sicherheit hinter festen Mauern ein. Im heiligen Kreuzkirchlein (jetzt St. Walburg) hatte ein Dieb einen Arm der heiligen Walburga sammt Kelch gestohlen, der am Bartholomäustage in einem Steingeklüfte am Willibaldsberge gefunden wurde. Zum Danke soll Heribert zu Ehren St. Bartholomä und des heiligen Petrus zwei Kapellen dort sammt Thurm und Steinhause von Gräben und Mauern umgeben, gebaut und darin gewohnt haben. Berthold brach den Bau ab und stellte ein Castell her, das erst Raban (1365—83) vollendete, und Friedrich IV. erweiterte. Nach Erfindung des Schießpulvers baute Bischof Albert 1421 den nördlichen Thurm mit starken Mauern, kugelfesten Casematten und Wällen gegen die Stadt hin. Die Burg war so fest, daß sie Herzog Ludwig von Bayern am 9. April 1460 nicht anzugreifen wagte. Von hier aus zogen einst die Fürstbischöfe durch die Westen zur Huldigung in die Stadt. Nach und nach wurden die Gebäude schadhaft, darum legte Bischof Conrad am 14. Mai 1609 durch den Baumeister Elias Holl den Grundstein zu Schloß und Veste; hinterließ aber bei seinem Tode die Vollendung dem Nachfolger Johann Christoph (1612—36). Ein 200 Klafter tiefer Brunnen, aus dem Anfangs das Wasser mittelst Kettenzuges, später durch ein Brunnenwerk in der Hofmühle geschöpft wurde, sorgte für dessen Bedürfniß. Im Schwedenkriege gingen alle Angriffe um so grimmiger gegen die Burg, als sie ein Mittelglied zwischen Wülzburg und Ingolstadt war. Am 14. Juni 1632 war Gustav Adolph selbst auf den Höhen von Eichstätt erschienen, das sich für diesesmal um 90000 fl. vom Untergang rettete. Mächtig stürmten am 7. Mai 1633 die Schweden gegen die Veste, schon hatten sie Bresche geschossen, doch Commandant Blarer wirft sie nochmals muthig zurück, von Ingolstadt vergeblich Entsatz hoffend; aber am 11. Mai mußte er capituliren, durfte jedoch ehrenhaft abziehen; die Schweden besetzten das Schloß, wo 20 große Stücke, 8 Zentner Pulver, 18000 Musketen und 1280 Säcke Mehl in ihre Hände fielen, doch schon am 23. Oktober nahm sie ihnen General von Werth ab. Bernhard von Weimar war darüber so erzürnt, daß er

den Commandanten Clas von Rasche enthaupten ließ und der Stadt Rache schwur. Er hielt schrecklich Wort. Am 13. Februar 1634 röthete die brennende Stadt den Himmel, nur die Burg hielt sich unter Tann, ja ihre Besatzung verjagte die Schweden unter Oberst Sperreiter, welche am 5. September 1634 abermals im Buchthale einfielen und 40 Häuser niederbrannten. Bischof Marquard II. besserte das Schadhafte an der Burg aus, deren Eingang schon auf ihre Stärke schließen läßt. Am 17. September 1681 zündete der Blitz, zerstörte theilweise den Thurm, den südlichen Flügel und die Dachung des Hauptschloßbaues, wobei Hausmeister Wendl seinen Tod fand. — Hier war auch der Sitz der Landvogtei, zu welcher Güter zu Nassenfels, Meckenlohe, Adlschlag, Wellheim, Hofstetten, Pfünz, Buchsheim und Obereichstätt gehörten. Mit Verlegung der Residenz in die Stadt erlosch der Veste Glanz, und sie, deren Gemächer die Hand eines Meisters Wohlgemuth mit Malereien geschmückt, ging ihrem Verfalle entgegen; Bischof Raymund nahm die Kupferdachung ab, um sie für sein Hirschberg zu verwenden. Am 12. September 1796 erschien General Dessaix mit 12000 Mann Franzosen vor Eichstätt, er hielt die Burg stark besetzt, schickte deßhalb den Obersten Düffin mit einem Trompeter dorthin, eine Capitulation zu verlangen, welche auch zu Stande kam. Aber wie erstaunte er, da 20 Invaliden mit ihrem Lieutenant Krach als die ganze Garnison abzogen. In den folgenden Kriegsjahren war die Veste nur mehr Spital. Am 22. September 1804 ward das Zeughaus feil geboten, am 10. Juni 1806 aber die Burg an Eichstätter Bürger um 11000 fl. verkauft, welche aus Kupfer und Blei allein 7000 fl. lösten; ausgenommen war das damalige Zucht- und Zeughaus, Garten und Pulverthurm, die jetzt Eigenthum des Miliärärars sind, welches das Spital hier untergebracht. Unter den Fürsten, die auf der Burg residirten, war Johann Anton I. gewohnt, mehrmals die Woche bei günstiger Witterung die Einsiedelei in Wittmes bei Ochsenfeld zu besuchen und dort mit den armen Leuten, die ihn um Almosen baten, den Rosenkranz zu beten. Im Alter war ihm der Weg zu weit und er ließ nun am 16. Oktober 1723 ein großes Marienbild an den Ort bringen, wo jetzt die Frauenkapelle auf dem Hasenbucke oder der Waschette (französische Bezeichnung für Schanze) steht, und sie durch seinen Kaplan Ziegler weihen, woselbst er seine Andachten fortsetzte. Vom Schlage gerührt und nicht mehr im Stande, den Weg zurückzulegen, ließ er sich dorthin tragen, um zu beten und Almosen zu spenden. Seine Kapelle mußte öfters an Samstagen hier eine musikalische Litanei aufführen. Man sagt, der Fürst habe das Bild aus einem Holzstamme fertigen lassen, der lange vor der Hofschreinerei gelegen

und auf einmal einen frischen Zweig zu treiben angefangen. Anfangs war das Bild nur von einer Bretterwand überdeckt. Nach dem Tode dieses Fürsten setzte sich der Besuch der Gläubigen fort und Johann Anton II. ließ 1738 das jetzige Kirchlein bauen, welches Generalvikar Heugel am Vorabende vor Maria Heimsuchung 1739 weihte. Der erste Eremit, Paul Jakob Kastner, baute eine Klause daneben. Seitdem hat die Verehrung nicht abgenommen; 1853 ward die Statue renovirt und ein Kreuzweg (siehe Buchenhüll) aufgestellt, vor dem Kirchlein ist eine gothische Kanzelbrüstung, die einst in der Stiftskirche stand. Nicht blos das Herz findet hier Befriedigung, auch dem Auge wird sie, wenn es hinstreift über die beiden Thäler, und vor sich schaut die alte Fürstenstadt. — Kehren wir von der Burg, aus deren dunklem Gange tretend, zurück zur Stadt, so gelangen wir an der Hausmeisterei, 1697 renovirt, mit ihrem Durchgangsbogen vorüber in die

§ 47.

Spitalvorstadt.

Hier ist die Kaserne zu nennen, welche Fürstbischof Martin von Eib 1703 erbaute, sowie das ehemals Baron Hettersdorf — jetzt Reicheneder-Haus. Diese Vorstadt ist durch eine massiv steinerne Brücke, unter Gundekar II. gebaut, an welcher einst die Tunke war, wo die Bäcker für zu leicht wiegendes Brod in die Altmühl getaucht wurden, mit der Stadt verbunden. Nach der Ordensregel des heiligen Benedikt mußte jedes Kloster sein Spital haben, denn auch des Menschen Leib, nicht seine Seele allein sollte Pflege finden. So hatte auch St. Willibald ein solches gegründet, das so lange mit dem Capitel verbunden war, als die Canoniker gemeinsam lebten, aber dann eigens dotirt und von Bischof und Capitel verwaltet wurde — seit 1270. Die bekannt älteste Schankung ist vom Domherrn Volkman im Jahre 1189. Die Leitung war Mönchen anvertraut, heiligen Geistbrüdern, deren Genossenschaft im 12. Jahrhundert in Rom entstanden. Der Obere hieß Spitalmeister, der einem obersten Spitalmeister zugleich Domkapitular, und durch diesen dem Bischofe untergeordnet war. Nach 1380 kommen sie nicht mehr vor, nur der Name zum heiligen Geist ist geblieben. Aus dem Jahre 1311 stammt das älteste Sakramentshäuschen der Diöcese in der Spitalkirche. Die Seelsorge über die Pfründner übten zwei Kapläne. Unter den Wohlthätern dieser Stiftung ist Johann von Eich zu nennen, der 1451 die Gebäude neu aufgeführt und die Armen daselbst in seinem Testamente zuerst bedacht hat. Fürstbischof Johann Martin erhob

den Bau aus der Asche des Schwedenkrieges und vermachte sein Herz und 62000 fl. Capital nebst einem großen Walde dieser Stiftung. Sie gibt 60 Pfründnern Unterstützung, deren 24 mit Pfarrer und einem Benefiziaten im Gebäude wohnen. Jeder erhält wöchentlich 1 fl. und 2 Laib Brod, wofür er der heiligen Messe und dem Rosenkranze beiwohnen muß. Die Kirche hat am Hoch- und rechten Nebenaltare schöne Bilder.

Eine zweite schöne Stiftung in dieser Vorstadt war jene des Domherrn Bernhard Adelmann, der 1521 das Bruderhaus von St. Sebastian mit Getreidespeicher und Garten schuf. Er hatte sich der neuen Lehre zugeneigt, besonders seinem Haß gegen Dr. Eck in Ingolstadt, in Schriften Ausdruck gegeben, war aber von seinem Verwandten Bischof Gabriel davon zurückgebracht worden und stiftete darob das Bruderhaus, in welchem 12 arme Männer Aufnahme fanden; sie wohnten in einer Zelle, hatten gemeinschaftlichen Tisch und erschienen im Chore im Dome in schwarzer Kleidung. Der Stifter starb 1525 von Freund und Feind betrauert und ruht in seiner Schöpfung. Die Säcularisation hob sie auf und setzte die Brüder in das Spital. Am Ende der Vorstadt kommen wir zum Schlößchen, welches Domprobst Graf von Cobenzl nebst den umliegenden Feldern kaufte und in einen freundlichen botanischen Garten mit Spaziergängen umschuf, der aber mit seinem Tode 1792 zerfiel. Daneben steht das ehemalige Siechenhaus mit dem St. Lazarus-, später (1743) Magdalenkirchlein. Die Pilger hatten aus dem heiligen Lande eine geheimnißvolle Krankheit mitgebracht, die jeder Kunst der Aerzte trotzte. Für sie, Leprosen, war schon 1210 in der Osten ein Haus gegründet. Etwa 1307 mag erstere gestiftet seyn von „Bruder Heinrich“ (Probst, Bürgermeister), der 1347 starb. Der Name „Bruder“ läßt schließen, daß er einem Orden sich angeschlossen; erst 1400 wurde das Haus fertig, das ein Benefizium besaß. — Ueber die Aumühle hinaus ist die Anlage mit Statuetten und Denkmalen für die Herzoge von Leuchtenberg, an deren Ende das Lazareth, einst für Soldaten, später für Geisteskranke bestimmt, von dem nicht gar ferne auf dem Berge das Parkhaus ist, als Wächter des einst bedeutenden Parkes, in welchem jetzt aber nur einige Edelhirsche und Dammwild genährt werden. Kehren wir nun zur Stadt zurück, so haben wir an der Aumühle die Altmühl zu passiren. Zwei schauerliche Ueberschwemmungen im Jahre 1784 und 1789 hatten die Brücke zerstört, wofür eine neue erstand, von der aus 1784 eine Allee in das Wiesengäßchen angelegt wurde. Der Straße folgend gelangen wir in die

§ 48.

Ostenvorstadt.

Das erste Haus, an das wir gelangen, ist das Krankenhaus, in welches die Eucharische Stiftung in der Westen übergegangen und nun alle Unverheiratheten der Stadt ihre Beiträge zu liefern haben. Die Leitung ist schon lange zur Zufriedenheit der Kranken den barmherzigen Schwestern übergeben, welche den großen Garten recht wohl benützen. Im Jahre 1689 kam Domdechant Heinrich Speeth von Zwiefalten mit dem Domcapitel in Streit, weil dasselbe ihm seine Wohnung nicht repariren ließ; aus Verdruß darüber verließ er sie und baute sich in der Osten ein in einem Garten gelegenes Haus, das genannte, welches bald nach seinem Tode (1699) vom Bischofe im Jahre 1709 zu einem Seminare für die Alumnen erkauft wurde, wo diese auch bis 1783 verblieben, um nach Aufhebung der Jesuiten in deren Kloster überzusiedeln. Im Jahre 1786 wurde das Gebäude zu einem Arbeitshause umgeschaffen, das die Inschrift trug: „Hier findest du Nahrung und Erbarmen! Die Beschäftigung war Flachs- und Baumwollspinnen, Stricken und Aushilfe in der gleichzeitig errichteten Siamoisfabrik, d. h. Bereitung von gestreifter Leinwand und Zeug von Cattun. Die Anstalt ging später ein, das Haus kaufte Bischof Joseph, der es den Frauen de notre Dame und seiner Schwester zur Benützung überließ. Daran stößt das Kloster der Kapuziner. Domprobst Walbrun von Rieshofen war öfters nach dem heiligen Lande gewallt und hatte zum Andenken eine Kirche ganz wie die heilige Grabkapelle zu Jerusalem in Eichstätt erbaut, wo er eine Reliquie des heiligen Kreuzes beisetzte, weßhalb das Gotteshaus zum heiligen Kreuze genannt wurde. Damit verband er ein Spital und übergab es Schottenmönchen, die seit 1071 zu Regensburg sich niedergelassen und aus deren Mitte die Heiligen stammen sollen, welche in Oetting bei Gaimersheim und in Griesstätten bei Dietfurt als die sogenannten elenden (fremden) Heiligen verehrt werden. Die Stiftung Walbruns wurde 1094 eingeweiht, das Kloster verarmte aber so, daß der Abt in Regensburg es einem Weltpriester mit dem Titel eines Probstes vom heiligen Kreuze verlieh, und 1556 dem Bischof Martin für das Seminar überließ. Kirche und Kloster wurden 1441 fast neu hergestellt, aber 1611 erschienen sie wieder baufällig und Johann Christoph baute 1623 den Kapuzinern ein Kloster und eine Kirche, in welcher nur die heilige Grabkapelle rechts am Eingange verblieb. Die Einweihung fand am 12. Oktober 1625 in Gegenwart des Pfalzgrafen von Neuburg und der Gebrüder Ferdinand und Aloys, Fürsten von

Gonzaga statt. Am 12. April 1780 machte das Erscheinen des Kapuziner-Generals Erhard von Raderespurge zur Visitation dahier großes Aufsehen. Die Säcularisation hob das Kloster auf, erlaubte aber den Mitgliedern als Pensionärs hier zu bleiben, bis später der Fortbestand gestattet wurde. Die Statue im Garten soll das Modell der Madonna auf dem Residenzplatze seyn. — Nicht ferne liegt das Waisenhaus. Wie arm doch ist das Kind, dem des Vaters und der Mutter Herz zu schlagen aufgehört! Mit Recht hat sich seiner immer die christliche Liebe angenommen. In einer Urkunde von 1210 bestimmt der Abt des Hospitals zum heiligen Kreuze aus dessen Einkommen ein wöchentliches Almosen für die Armen, Wittwen und Waisen. Beguinen nehmen im 14. Jahrhundert Wittwen und Waisen in ihre Häuser auf. Im Jahre 1618 baut Bischof Johann Christoph an der Stelle, wo jetzt der südliche Theil des englischen Klosters, ein Waisenhaus für 12 Kinder, für welche Lebensmittel unmittelbar von seinem Hofe kommen. Das Schwedenfeuer legte das Gebäude in Asche und erst Johann Anton II. bestimmt ein Legat von 40000 fl. und Bürgermeister Gegg ein solches von 60000 fl. für ein neues Waisenhaus. Raymund Anton stellte das jetzige Gebäude her. Besondere Verdienste um diese Anstalt hat sich in 25 Jahren seines Wirkens der Waisenvater und Lehrer Carl Denkerl erworben, den ein plötzlicher Tod im Jahre 1857 dahin raffte. Das Haus hat eine gesunde Lage mit einem schönen Garten. Ihm gegenüber ist die Sommerresidenz der Fürsten mit herrlichem Garten, von Franz Ludwig angelegt, durch Johann Anton II. und III. erweitert und durch Raymund Anton besonders verschönert. Hier befand sich das Naturalienkabinet, reich beschenkt von Herzog August besonders mit herrlichen Exemplaren von Vögeln, und von Herzog Max mit Mineralien; es wanderte nach München zum großen Leidwesen Eichstätts.

Statten wir nun auch den Todten einen Besuch ab! Wir wissen, daß 1534 der Domfreithof eingeebnet und der Begräbnißplatz im jetzigen Kirchhofe eröffnet wurde. Der Erste, der hier Ruhe fand, war der Vikar von St. Martin, Vitus Braun. Unter den hier Schlummernden ruht auch ein weiblicher Soldat, Sophie Kettner von Titting. Sie ließ sich mit zwanzig Jahren in einem österreichischen Regimente anwerben, rückte in Folge von Auszeichnung zum Corporal vor und wurde durch eine Krankheit entdeckt. Kaiserin Maria Theresia verlieh ihr eine Pension; sie starb am 22. Januar 1802 im 84. Jahre und wurde unter den Salven eben anwesender österreichischer Sergeanten beerdigt. — Der Leichenacker wurde im Jahre 1852 bedeutend vergrößert und er scheint schon wie-

der zu klein. Fromme Stifter hatten auch für die Wohnung des Todtengräbers gesorgt. 1226 schon bestätigt Bischof Hartwich eine Stiftung Merboto's von Pfinz mit einem Gütlein in Lippertshofen, aus dessen Ertrag zu St. Walburg und in der Pfarrkirche der Todtengräber für Leichen der Armen bezahlt wurde. Dieses Gut erhielt den Namen: „Grableben", die Verwaltung „Grabamt". Weihbischof Haller kauft 1557 Haus und Garten, wie die Inschrift daselbst besagt, und übergab dem Magistrate sie als Geschenk. — Von hier sehen wir die Rückseite des ehemaligen Klosters de notre Dame oder der englischen Fräulein, denen das ganze Viereck, die Gebäude mit der Kirche Rotunda, gehörte. Einst standen hier mehrere Häuser, die Bischof Christoph 1628 kaufte und das Seminar erbaute, ein dreistöckiges Haus, daneben das Waisenhaus 1618 errichtet. Die Schweden hatten es niedergebrannt und Fürst Johann Anton I. baute 1711 den englischen Fräulein unter Leitung seiner Schwester ein kleines Wohngebäude, Kirche und Schulhaus zur Erziehung der weiblichen Jugend. Anfangs wurden nur adelige, später auch bürgerliche Mädchen aufgenommen. 1735 stiftete Johann Anton II. ein eigenes Benefizium, weil die Jesuiten den Beichtvater nicht mehr stellen konnten. Am 11. Mai 1811 bot man das Kloster feil, die noch übrigen Mitglieder des Ordens fanden Unterkommen im jetzigen Krankenhause, wie erwähnt. — Nehmen wir unsere Richtung gegen den Kugelberg, so sagt schon der Name, was wir hier treffen. Kugeln sausen an und um die Scheibe an jedem Sonn- und Festtage, denn in der Schießstätte üben sich junge Bürger. Kriegszeiten veranlaßten das Entstehen einer Schützengesellschaft, welche ein Hauptmann commandirte. Als 1780 Raymund Anton vom Bade zurückkehrte, empfing ihn die Gilde als schmuckes Corps, aus welchem sich dann die Bürgergarde gestaltete. —

In dieser Vorstadt treffen wir das Haus Lit. E. Nr. 71, dessen Stadel uns noch deutlich den Bau eines Kirchleins erkennen läßt, es ist das ehemalige Blatterhaus mit der St. Josephskapelle und Benefizium. In der Handveste von 1307, wodurch Bischof Philipp Gründer der Freiheit Eichstätts wurde, sind unter den steuerfreien Personen genannt: „die Beguinen vor der Stadt, die man petschwestern heißt." Es waren dieß Frauen, die ohne ein Klostergelübde abzulegen, unter einer Meisterin in bestimmten Häusern lebten, durch Arbeit sich nährten und die Verpflichtung auf sich nahmen, Wittwen und Waisen bei sich unterzubringen. Eine solche Wohnung war das obige Haus, nachmals Blatterhaus, wozu Bischof Martin 1590 eine Stiftung machte, daß Kranke und Presthafte besser gepflegt würden. Bis 1806 hatten etwa 12 arme Weiber hier Wohnung. — Ehe wir

schließen, müssen wir noch, ohne sie alle aufzuzählen, einige der Stiftungen erwähnen, welche christliche Liebe der Stadt geschenkt. Schon Grundekar II. hatte den Armen jeden Freitag die sogenannte umgehende Pfründe zugewendet. Priester Jakob Artzat zu St. Walburg machte 1540 eine Aussteuerstiftung für arme Bürgerstöchter, welche 1568 Ludwig von Eyb vermehrte. Bürger Ulrich Groß vermacht an jedem Sonntage für 8 Hausarme der Pfarrei zu U. L. F. eine Almosenstiftung im Jahre 1395, welche Erhard Beringer 1466 bereicherte; eine ähnliche schuf für St. Walburg Willibald Lederer 1451 insbesondere für arme Tuchmacher. Domherr Johann v. Seckendorf bestimmte 1546 ein Legat, aus dessen Zinsen 12 Arme, wenn sie der Donnerstagsprozession anwohnten, Almosen erhielten, deren Zahl Bischof Kaspar auf 24 mehrte. 1720 vermacht Bürgermeister Simon Frumb ein Capital von 3000 fl., dessen Zinsen an 12 Arme zu theilen, welche monatlich die heilige Communion empfingen. — Auch der armen Studierenden ward nicht vergessen, ihrer gedenkt der fürstliche Leibarzt, Georg Ehrensberger 1616, Domherr Georg von Leonrod 1594 und Mehrere.

So haben wir die Merkwürdigkeiten der alten Bischofsstadt kennen gelernt, und wollen, indem wir uns noch den Steinbruch am Ende der Buchthalvorstadt beschauen, dort von ihr Abschied nehmen, wo eine Kapelle neben der Ziegelei zu Ehren des Abschieds Mariens von ihrem Sohne steht. Hier war die Stätte, wo einst so Viele, die zum Richtplatze auf den nahen Berg geführt worden oder zur Zeit der berüchtigten Hexenprozesse gar manche Unschuldige von ihren Freunden und Verwandten, ja von der Welt sich verabschiedeten, um der Kapelle gegenüber verbrannt zu werden. Hier vor dem Bildnisse der Patrona Bavariae wollen wir der Stadt mit dem Wunsche ein Lebewohl sagen, daß die Enkel stets den Christensinn der Ahnen vor Augen haben möchten! —

Druckfehler.

S. 17 Z. 9 v. u. lies: Wuna statt Wima
„ 26 „ 2 v. o. l. Gungolding st. Gumpolding
„ 27 „ 8 v. o. l. Egweil st. Egreil
„ 31 „ 15 v. o. l. Meckenlohe st. Makellohe
„ 32 „ 12 v. u. l. Neuburg st. Nürnberg
„ 48 „ 7 v. u. l. Abellschlag st. Abellschlap
„ 48 „ 17 v. u. l. Irnfridts st. Imfridts
„ 50 „ 1 v. o. l. Hageln st. Hagele
„ 50 „ 1 v. u. l. Scultores st. Schultores
„ 55 „ 20 v. o. l. Schärfen st. Schärfe
„ 71 „ 20 v. o. l. Schernfeld st. Schönfeld
„ 73 „ 8 v. o. l. Trotz der vielen Kriegsstürme st. Trotz den
„ 88 „ 20 v. o. l. Synode st. Synod
„ 97 „ 10 v. o. l. Walhalla st. Wallhalla

Inhalts-Verzeichniß.

I. Abtheilung.

Eichstätt als Hauptstadt des Fürstenthums.

1. Abschnitt.

Römerherrschaft.

2. Abschnitt.

Bojer — Baiwaren.

3. Abschnitt.

Eichstätt unter Bischöfen.

4. Abschnitt.

Eichstätt unter weltlicher Hoheit.

II. Abtheilung.

Eichstätt als Residenzstadt.

[illegible] 8 Gs

Hotte